Ein Stiefkind des Glücks.

Humoristischer Roman aus dem Leben.

Von

Ernst Willkomm.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Erstes Kapitel.

Bieberloh als Verwundeter. — Ein Gespräch mit dem Amtmann und ein Abkommen, das wichtige Folgen hat.

Im Familienzimmer des Oekonomiehofs waren die Fensterladen halb geschlossen, um das blendende Licht der heißen Sonnenstrahlen abzuwehren. Rouleaux kannte man noch nicht und der Luxus grüner Jalousien fand sich nur sehr vereinzelt vor den Fenstern wirklicher Schlösser. Der immer wachsame Hofhund Ali war kurz geschlossen, damit er beim Eintritt Fremder nicht klirrend an der Laufstange auf und nieder springe.

Auf langem Kanapee mit kurzer Lehne lag Bieberloh, den rechten Arm in einer Binde tragend. Der Stadtchirurgus hatte eben einen neuen Verband angelegt, nickte bedeutsam mit dem Kopfe und sagte, seine starke Unterlippe noch tiefer wie gewöhnlich senkend:

„Sehr schön! Es ist eine klassische Wunde; die

Sache wird sich machen. Nach Verlauf eines Monats kann der gnädige Herr wieder die Doppelbüchse tragen."

Bieberloh hob die Augenlider wie ein Ermüdeter, sah den Chirurgus, der seine Instrumente wieder einpackte und dabei immer über die tombackene Brille hinwegschielte, die mitten auf dem Höcker seiner langen Nase saß, forschend an und versetzte:

„Lügt mir nichts vor, Herr Chirurgus, sonst macht Ihr mich toll! Sagt die Wahrheit unumwunden, ich kann sie vertragen. Und muß ich dran glauben, nun gut, so läßt sich's nicht ändern. Aber ich will genau wissen, wie es mit mir steht, und von keinem Gelehrten an der Nase herumgeführt sein. Das könnt Ihr bei unwissenden Halbmenschen versuchen! Die Wunde brennt heftig und ich habe entsetzlichen Durst!"

„Ganz gut, vollkommen normal; die Sache wird sich machen", entgegnete der Stadtchirurgus, schob sein Besteck in die Brusttasche des weiten erbsenfarbenen Rocks und nickte augenblinzelnd mit dem Kopfe. „Zum Sterben haben wir noch lange Zeit, Herr Bieberloh! Die Kugel hat ganz regelrecht einen Muskel durchbohrt, also eine klassisch schöne Wunde gemacht."

„Hol' Sie der Henker mit Ihren klassischen Wunden!" sprach Bieberloh ungeduldig. „Ich wollte, der Schuft, der mich so zugerichtet hat, säße krumm ge=

schlossen im Gefängniß und ich könnte ihm klassisch oder unklassisch zwanzig Jahre Zuchthaus und aller drei Monate als stärkende Zukost noch eine tüchtige Tracht Prügel zudictiren! Was darf ich trinken, damit ich nicht verdurste?"

„Zuckerwasser oder Mandelmilch, so wird sich die Sache machen! Morgen um die Mittagszeit werde ich mein Rößlein wieder an die Hofpforte binden, damit Ihr sehr bösartiger Hofhund nicht so schrecklich lärmt wie heute. Die Wunde könnte sich entzünden und der kalte Brand dazuschlagen, wenn Sie oft erschreckt würden, und in diesem Falle müßte ich Ihnen den Arm absägen, was zwar eine höchst interessante und klassische, keineswegs aber eine besonders angenehme Operation ist."

Es war eben kein Blick großer Liebe oder Dankbarkeit, welchen der verwundete Gutsherr dem für klassische Wunden schwärmenden Chirurgen zuwarf. Die dargereichte Hand des für geschickt geltenden Heilkünstlers berührte er kaum mit den Fingerspitzen, brummte unverständliche Worte in den Bart und legte sich bequem zurück in die Ecke des Kanapees.

Der Stadtchirurgus verließ das Herrenhaus durch die Hinterthür, um den überwachsamen Ali nicht zum Bellen zu reizen. Gleich darauf schlüpfte Henriette ins

Zimmer und kniete vor dem Lager des Verwundeten nieder, ihre Lippen auf seine starken, haarigen Hände drückend. Eine Thräne entfiel dabei ihrem Auge.

„Weine nicht, Kind", sprach Bieberloh ungewöhnlich sanft und ließ seinen Blick wohlgefällig auf der feinen Gestalt des jungen Mädchens ruhen, „ich werde am Leben bleiben mit Gottes Hülfe und auch des Schuftes habhaft werden, denn ich kenne ihn. Dann soll er seinen Lohn erhalten!"

Henriette beugte sich noch tiefer zu Bieberloh herab und ließ schluchzend ihren Thränen freien Lauf.

„O wie thut es mir weh, Vater, daß Du um mich so leiden mußt!" rief sie aus und bedeckte die Hand des Verwundeten mit heißen Küssen.

Bieberloh zuckte zusammen.

„Wer sagt das?" rief er, und seine Stimme klang hart.

„Ich hörte das Gesinde mit Spahnzel sprechen, vorhin, als der Herr Chirurgus bei Dir war. Die Angst ließ mir keine Ruhe, und so lehnte ich mich auf dem Flur an den Thürpfosten, um gleich bei der Hand zu sein, wenn Du etwa vor Schmerzen gewimmert hättest. Da sagte Spahnzel ganz laut: „Ich kenne den ganzen Handel; es ist blos des Mädchens, der Jette wegen!" Ach hätte die böse Kugel doch mich

getroffen! Was habe ich nur gethan, daß Du, armer, bester Vater, um mich so viel leiden mußt?"

Sie brach in noch heftigeres Weinen aus, und da Bieberloh einsah, daß weder ein sanft bittendes noch ein streng befehlendes Wort ihren Thränen Einhalt thun werde, verhielt er sich ruhig, bis Henriette sich selbst wieder faßte.

„Auf das Gerede der Leute mußt Du niemals Werth legen, Kind", sagte Bieberloh, „und was nun gar dieser Taugenichts sagt, verdient vollends keine Beachtung. Man weiß ja, daß er lügt, so oft er seinen ungewaschenen Mund aufthut, und daß es ihm Vergnügen macht, leichtgläubigen, dummen Leuten etwas aufzubinden. Ich will ihn gleich ins Gebet nehmen und ihm tüchtig die Leviten lesen, weil er Dich unnöthigerweise erschreckt hat. Geh und rufe ihn zu mir! Dann sage der Mutter, daß es mir gut gehe und ich jetzt weder ihrer noch der Hülfe Anderer bedürfe. Der alte Müßiggänger kann mir die Fliegen abwehren, während ich ruhe."

Spahnzel folgte dem Rufe Henriettens. Er war erst vor kurzem auf dem Oekonomiehofe eingetroffen und würde sich bei dem Besitzer desselben schon haben melden lassen, hätte man ihm nicht gesagt, daß eben der großlippige Pflasterstreicher,

wie das Hofgesinde den Stadtchirurgus nannte, bei ihm sei.

„Dich schickt der Amtmann", redete Bieberloh den kraushaarigen Boten an. „Mir war die Meldung meines Abgeschickten, der Amtmann sei wieder zu Lande, wahrer Balsam. Wann darf ich ihn erwarten? Hast Du Franz mitgebracht?"

„Sein Herr Vater will Ihnen den Eleven selbst zuführen", erwiderte der Tausendkünstler. „Es hat Verdruß gegeben während der Reise, und der muß doch erst überwunden werden, ehe man wieder frisch an die Arbeit gehen kann. Ja, ja, Herr Bieberloh, die haben draußen in der Welt 'was erlebt! Aber erfahren thut unsereiner nichts, denn sie sehen ganz stolz auf alle Nichtgereisten herab!"

„Nimm den Reisbesen dort von der Ofenplatte nnd wedle mir damit die Fliegen ab, aber fein sachte! Und nimm Dich in Acht, daß Du meine Lagerstatt nicht anstößt."

Spahnzel that, was Herr Bieberloh verlangte, und dieser hob nach einer Weile von neuem an:

„Daß Du eine so unnütze Plaudertasche wärst, hätte ich Dir doch nicht zugetraut!"

„Meinen Sie mich, Herr Bieberloh?"

„Ja, Dich Elsterschwanz!"

„Danke schön für die unverdiente Ehre.“

„Das arme Ding, die Jettel, weint sich Deines albernen Geschwätzes wegen fast die Augen aus dem Kopfe! Und wie kommst Du überhaupt dazu, in meinen Angelegenheiten eine Meinung zu haben?“

„Daran sind blos Sie selbst schuld, Herr Bieberloh! Sie ließen mich durch Musje Franz zu sich rufen, ich habe mich Ihnen nicht aufgedrängt.“

„Aber mein Vertrauen mußte Dir Schweigen zur Pflicht machen.“

Spahnzel schüttelte mißbilligend den Kopf und schlug sich mit eigener Hand auf den Mund.

„Freilich, gnädiger Herr, stünd' es mir besser an, wenn ich immer blos zuhörte, aber — verzeihen Sie — das Weibsvolk, wie der Herr Amtmann sagt, ist allezeit so neugierig, daß man zuletzt, nur um es los zu werden, sich klüger stellt, als man ist. Ihr Geheimniß aber habe ich dennoch Niemand verrathen!“

„Es muß auch stets Jedermann ein Geheimniß bleiben“, sagte Bieberloh und schien beruhigt zu sein. „Oeffne den Fensterladen und sieh zu, was Ali schon wieder zu knurren hat! Wenn der Hund das Bellen nicht unterläßt, mußt Du ihn zu Dir nehmen, bis meine Wunde vollkommen geheilt ist. Ich fürchte sonst, der Chirurgus macht sich ein Vergnügen daraus,

alle seine Messer, Zangen und Sägen an mir zu probiren; denn das ist ja ein wahrhaft klassischer Menschenschinder!"

„Der Herr Amtmann mit seinem Großen!" sprach Spahnzel, welcher die letzten Worte Bieberloh's nur undeutlich gehört hatte. „Sapperlot, und wie schön in Wix!"

„Der Amtmann in Wix?" versetzte der Hofbesitzer und hob die schweren Augenlider. „Da muß er wenigstens ein Viertel vom großen Loose gewonnen haben!"

„Behüte, Herr Bieberloh, nur der Musje Franz! Er hat die schönen müllergrauen Hosen an und die neuen Stiefeln mit den Stulpen, an denen sich die silbernen Spörner gar nicht dumm ausnehmen. Es ist aber auch 'n Hauptvergnügen, ihn die hartmäulige Schecke in Gang' bringen zu sehen! Ein Kunstreiter würde es kaum besser machen."

„Beruhige den Hund und führe den Amtmann zu mir!" fiel Bieberloh dem alten Schwätzer ins Wort. „Franz soll meiner Frau und Jettchen inzwischen seine Erlebnisse mit oder ohne Lügen verbrämt erzählen. Ich muß zuvor den Amtmann allein sprechen, ehe ich dessen Sohn vor mich lassen kann."

Spahnzel war sehr froh, seines Dienstes so bald

enthoben zu werden, ging dem Amtmann entgegen, zeigte auf Ali, der vor Freude heulend an seiner Kette riß, weil er Franz wiedersah, und gab dem Amtmann durch Zeichen zu verstehen, daß der verwundete Gutsherr sein Kommen kaum erwarten könne.

„Du bist hier zu Hause und mußt also wissen, was Du zu thun hast“, sagte der Amtmann zu Franz, der Ali schon hinter den Ohren kraute. „Nach der Unterredung mit dem kranken Herrn werde ich auch Deine Gebieterin besuchen. Vorläufig lasse ich mich selbiger bestens empfehlen. Auf Wiedersehen!“

Amtmann Wunderlich hatte sich auf Bitten seiner Frau mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet, weil sie den Gang nach Ziedersdorf für besonders wichtig hielt. In der Regel liebte Vater Wunderlich, wie schon gemeldet, das Gleichartige in Farbe und Stoff der Kleider, die er sich und seinen Söhnen auf den Leib schaffte. Gefälliges Grau war seine Lieblingsfarbe, weil Staub und Federn nicht so leicht wie auf dunkeln Stoffen daran sichtbar wurden. Franz legte denn auch seine graue Feiertagskleidung an, die, wäre sie nicht gar zu stark müllergrau gewesen und von sehr grobem Tuche, dem frisch aussehenden jungen Menschen auch ganz gut gestanden haben würde.

Neben dem propre gekleideten Jüngling, der mit

stolzem Bewußtsein seine blinkenden silbernen Sporen trug, schritt heute der Amtmann in einem breit- und langschößigen Frack oder Leibrock einher, dessen Farbe grün und grau changirte. Dies Kleidungsstück legte Vater Wunderlich nur selten an, weil er große Stücke darauf hielt. Er hatte es nämlich getragen, als er um Frau Adelheid warb, die damals ein schnippisches Mädchen von zweiundzwanzig Jahren mit einem allerliebsten kleinen impertinenten Stumpfnäschen war. Leider war dies schöne Kleid, das der Amtmann ganz übermäßig schonte, inzwischen aus der Mode gekommen, für das feinste und stattlichste aber mußte es jeder Kenner der Garderobe des Amtmanns gelten lassen Etwas eng war es allerdings geworden; es spannte über den Schultern und bei Bewegung der Arme mußte der Träger desselben einige Vorsicht anwenden, sonst hätte möglicherweise eine Naht platzen können. Auch zuknöpfen ließ es sich nicht mehr, denn der Amtmann besaß ein bedeutendes Embonpoint. Beim Gehen klappten sogar die bis auf die Mitte der Waden herabhängenden Schöße taktmäßig auseinander, was jedoch Vater Wunderlich nicht weiter genirte, denn er hatte es gern, wenn ihn stets weiche Lüfte umfächelten.

In diesem veralteten Bräutigamsanzuge erschien der gelehrte Jurist am Lager des leidenden Hofbe-

sitzers, dessen Leben wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihm lag, aus welchem durch Zufall nur einige wenige Blätter verloren gegangen waren. Bieberloh empfing ihn herzlich, insoweit von Herzlichkeit bei diesem eigengearteten Manne überhaupt die Rede sein konnte.

„Bitte, werther Herr Amtmann, verriegeln Sie gefälligst beide Thüren", hob er an. „Was ich Ihnen mitzutheilen habe, muß unter uns bleiben; es laufen ohnehin schon viel zu viel dumme Gerüchte über mich um. So — ich danke Ihnen! Und nun setzen Sie sich recht nahe zu mir, damit ich nicht laut zu sprechen brauche."

„Sie sind hoffentlich nicht gefährlich verwundet?" sagte Wunderlich, einen der alten Polsterstühle mit ledernem Ueberzug ans Kanapee rückend. „Ich bin baß erschrocken, als mir diese Schreckensbotschaft als Bewillkommnung von Allem, was reden und raisonniren kann in meinem Hause, entgegengebracht wurde."

„Nach Aussage des Chirurgus soll ich bald wieder auf die Jagd gehen können", erwiderte Bieberloh. „Ich will es wünschen und werde mir deshalb nach Kräften Zwang anthun. Denn, bei Gott, straflos soll die Canaille auf das unschuldige Wesen nicht angelegt haben. Kenne ich auch nicht den Schützen, so weiß ich doch wer die Kugel gegossen hat!"

„Irren Sie auch nicht in dieser Annahme? In den Papieren, die Sie mir zur Einsicht liehen, suchen Ihre Feinde es glaubhaft zu machen, daß Sie Henriette geraubt haben oder rauben ließen, um ein Pfand in Händen zu haben, aus dem Sie Kapital für sich machen könnten. Der Beweis dieser Behauptung ist freilich nicht erbracht, die Einkleidung der gut erfundenen Fabel aber zeugt von großem Geschick. Es könnte mancher kurzsichtige Criminalist sich dadurch irre führen lassen."

„Um mir das Pfand zu entreißen, sandte man einen Mörder", entgegnete der Besitzer des Oekonomiehofs. „Der Anschlag war gut berechnet und liegt mir ganz klar vor. Ohne mein Mißtrauen, das ich in alle Menschen setze, solange ich sie nicht genau kenne, und um dessenwillen mich der vornehme wie der gemeine Plebs selbst für einen schlechten Kerl hält, wäre das arme Kind verloren gewesen. Was kann auch ein schwaches Mädchen helfen, wo ein Unglück passirt ist? Aber freilich, der abgeschickte Meuchelmörder, der sich möglicherweise beim Erscheinen der hülflosen Kleinen in einen Entführer oder Mädchenräuber verwandelt hätte, meinte, ich sei nicht im Hause, als der aufgegriffene Junge, der gescheidt genug das Weite suchte, ehe ich ihn sah, die Meldung an Jettchen überbrachte.

Milch und Brod oder etwas Kräftiges bedürfe das ermüdete Weib, hieß es, und dergleichen Dinge empfängt ein Hinfälliger stets lieber aus der Hand eines jungen Mädchens oder einer sanften Frau, als wenn rauhe Männer sie darreichen. Ich war auch im ersten Augenblick nicht eigentlich argwöhnisch, die bereits anbrechende Dunkelheit allein machte mich vorsichtig. Erst als der dunkle Saum des Waldes vor mir lag und ich die beiden Eichbäume erblickte, zwischen denen die Ermüdete umgesunken sein sollte, dachte ich an Hinterhalt und Tücke, und kaum zehn Schritte von den Bäumen fiel der Schuß und ich stürzte zu Boden. Schon daß sich nach dem Schusse kein Mensch sehen ließ, war mir Beweis für die böse Absicht, die mir eine Kugel zusandte, weil die Erwartete nicht erschien."

„Richtet sich Ihr Verdacht auf eine bestimmte Persönlichkeit?" fragte der Amtmann, als Bieberloh mit geschlossenen Augen sich zurücklehnte. „Und ist die Person dem Arme der Gerechtigkeit erreichbar?"

„Es gibt nur einen Menschen, der so verwegen sein kann", lautete die Antwort des Gutsherrn. „Der Mann, dessen Leichnam vor Jahren in demselben Gebüsch, aus welchem der Schuß fiel, der mich tödten sollte, erhängt gefunden wurde, hatte einen Bruder,

und dieser Bruder ist's, der mich bis auf diese Stunde verfolgt und mich durch seine Kundschafter stets hat umschleichen und beobachten lassen."

„Auf diese Vermuthungen hin, werther Herr Bieberloh, läßt sich keine Anklage erheben; dazu bedarf es handgreiflicher Beweise."

„Die ich liefern werde, sobald ich wieder gesund bin und ausgehen kann. Gedenken Sie der Aufzeichnungen, die ich Ihnen zur Einsicht am letzten Weihnachtsabend persönlich überreichte! Es ist mein wahrheitsgetreues Tagebuch, das der zuverlässige Mann, der stets mein Freund war, bei meiner eiligen Abreise aus Ungarn in Verwahrung nahm und das er mir bei meiner letzten Anwesenheit daselbst im Herbst vorigen Jahres aushändigte. Er war der Ueberbringer des Kindes, das der eigene Vater verstieß, und derjenige, welcher den Schurken beseitigte, als dieser ihm nach dem Leben trachtete."

Amtmann Wunderlich ließ nachdenklich den Kopf sinken.

„Das wird eine langwierige Untersuchung geben, wenn Sie darauf bestehen, den angeblichen Meuchelmörder zu verfolgen", sagte er nach einer Weile. „Ich müßte mich zunächst mit dem Stuhlrichter in Verbindung setzen, müßte Vernehmungen verschiedener Personen beantragen und sogar ihren Freund —"

„Nein, nein, nein!“ fiel Bieberloh mit großer Heftigkeit ein. „Das wünsche ich nicht und das sollen Sie nicht! Es darf meinetwegen keine Creatur belästigt werden, die mir ergeben oder zugethan ist, des armen hülflosen Kindes Leben nur will ich vor böser Buben Umtrieben gesichert wissen, und dazu sollen und müssen Sie mir Mittel und Wege angeben!“

„Ohne sichere Anhaltepunkte?“ versetzte der Amtmann. „Einer solchen Aufgabe bin ich nicht gewachsen! Es erübrigt nichts, als daß Sie das Mädchen nie aus den Augen lassen.“

„Der Schalksknecht muß aufgegriffen und, hat man ihn erst, ins Zuchthaus gesteckt werden!“

„Mag unten an der Theiß, wo andere Gewohnheiten herrschen und bisweilen wohl auch das Gesetz der Willkür weichen muß, durchführbar sein, aber hier zu Lande geht man vorsichtiger und gewissenhafter zu Werke.“

„Aber man darf doch aufpassen lassen und Späher ausstellen?“

„Wenn Sie für die Kosten aufkommen wollen, die mit solchen Vorkehrungen verbunden sind, kann Ihnen das Niemand verwehren.“

„Nun also!“ rief Bieberloh vergnügt. „Und wenn man den Uebelthäter attrapirt, kann man ihn dann nicht baumeln lassen?“

„Zunächst würden wir ihn einstecken, gründlich und scharf verhören und, wäre er schuldig, ihm legaliter den Proceß machen."

Bieberloh ward ungeduldig.

„Was für langweilige Proceduren hat doch die gelehrte Juristerei!" rief er verdrießlich aus. „Dabei ist ja gar kein Ende abzusehen!"

„Doch, werther Herr, doch; gewissenhafte Richter dürfen nur nichts überstürzen."

„Nun, meinethalben greifen Sie die Sache an, wie Sie wollen, wenn sie nur überhaupt angegriffen wird", fuhr Bieberloh fort. „Dazu ist vor allen Dingen nöthig, daß wir des Bösewichts habhaft werden, sobald er sich wieder in der Gegend blicken läßt."

„Sehr richtig", sagte der Amtmann; „und meinen Sie, er werde sich erdreisten, dem Mädchen nochmals nachzustellen?"

„Gewiß wird der Schurke von seinem Vorhaben nicht abstehen, denn er will den Tod seines Bruders rächen und zugleich Geld verdienen. Also gestatten Sie mir nur, daß ich meine Maßregeln treffen darf, und seien Sie mir dazu behülflich."

„Soweit ich es vermag, ist das ja meine Pflicht, Herr Bieberloh. Lassen Sie mich deshalb Ihre Vorschläge hören."

„Mein Augenmerk ist auf zwei Menschen gerichtet, zu denen ich Vertrauen habe", fuhr der Gutsherr fort; „beide aber sind nicht ihre eigenen Herren, sondern in abhängiger Stellung. Indeß bin ich ihrer gewiß, sobald Sie auf meine Seite treten."

„Ich? Das klingt ja sonderbar. Sie werden doch nicht von meinen Mägden verlangen, daß sie sich in Ihrem Busche auf die Lauer legen sollen? Denn männliche Dienstboten gibt es nicht auf dem Amthofe, und meinen Schreiber kann ich nicht entbehren. Auf welche Personen also regardiren Sie?"

„Treten Sie mir Ihren Nachtwächter ab."

„Spahnzel, den grobdrähtigen Taugenichts?"

„Mir taugt er mehr wie jeder Andere, und für seine Dienstleistungen als Nachtwächter finden sich genug Müßige."

„Und wenn ich Ihnen zu Willen bin, werther Herr Bieberloh, wer soll ihm dann zur Seite gesetzt werden?"

„Ihr Sohn, verehrter Herr Amtmann", sprach der Besitzer des Oekonomiehofs und zeigte dem erstaunten Amtmann sein blitzendes Auge. „Spahnzel hat die Wache im Freien, Franz paßt auf in Haus und Hof. Er ist willig und wird seine Pflicht thun."

Der Amtmann machte zu diesem Vorschlage anfangs ein recht albernes Gesicht, dann aber begann er

herzhaft zu lachen, reichte dem Verwundeten die Hand und sagte:

„Hätte ich mir doch nicht träumen lassen, daß mein Großer so schnell Carrière machen würde! Nun, da er bei Ihnen Glück zu haben scheint, so mag er versuchen, wie weit er's bringt. In Ihren Diensten steht er ja doch einmal, verwenden Sie ihn also ganz, wie es Ihnen gefällt. Ich bin überzeugt, daß Sie dem Jungen, der augenblicklich einige Anlage zeigt, waghalsig zu werden, nichts Unwürdiges zumuthen."

„Beruhigen Sie sich darüber, verehrter Herr Amtmann", entgegnete Bieberloh. „Franz soll nur meine Stelle vertreten, solange ich nicht vollkommen Herr meiner Gliedmaßen bin. Ich danke Ihnen für Ihr Entgegenkommen, das mich jetzt zum Aussprechen noch einer Bitte ermuthigt."

„Und diese Bitte lautet?"

„Nehmen Sie Jettchen so lange bei sich auf, bis wir hier ins Reine gekommen sind! Es wird dem Kinde gut thun, wenn Sie nicht immer so allein und auf sich selbst angewiesen ist. Mädchen ihres Alters setzen sich leicht etwas in den Kopf, sobald es ihnen an passendem Umgange und an Zerstreuung fehlt."

Obwohl Amtmann Wunderlich strenges Regiment in seinem Hause führte und nicht selten als sehr ener-

gischer Selbstherrscher auftrat, gab es doch Fragen, die er ohne vorherige Berathung mit seiner praktischen kleinen Frau nicht zu beantworten wagte. Eine solche trat ihm in der Bitte entgegen, welche Bieberloh so ganz unerwartet an ihn stellte. Noch niemals hatte der Amthof Fremde für längere Zeit beherbergt. Wer daselbst vorübergehend für eine oder zwei Nächte einkehrte, war der Familie aufs engste befreundet oder mit ihr verwandt gewesen. Die angenommene Tochter Bieberloh's, einem vornehmen ungarischen Magnatengeschlecht entsprossen, kannte der Amtmann fast nur den Namen nach, denn was sein ältester Sohn der Mutter und Schwester Eugenie von ihr erzählt hatte, fiel bei ihm wenig ins Gewicht, da er Franz ein Urtheil über weibliche Vorzüge noch gar nicht zutraute. Es war ihm aber doch recht verdrießlich, eine Entscheidung sich vorbehalten zu müssen, weil er sich dadurch eine Blöße zu geben vermeinte.

„Mein werther Herr Bieberloh", versetzte er und zog nachdenklich die Augenbrauen stark zusammen, „haben Sie zuvörderst Dank für das Vertrauen, mit welchem Sie mich beehren, und entschuldigen Sie sodann, wenn ich nur bedingungsweise zusage. Die Aufnahme eines jungen Mädchens in mein Haus kann ich nur zugeben mit Genehmigung meiner Frau. Es ist

das eine Frauenzimmersache, die wir Männer nicht ganz verstehen. Auch bietet der Amthof, wie Ihnen bekannt ist, keine Bequemlichkeiten dar. Wer darin hausen muß, hat sich zu beschränken und muß mit dem, was er vorfindet, zufrieden sein. Verträglich ist das Kind doch wohl, denn mein jüngster Nachwuchs hat Anlage zur Rechthaberei und gibt nur nach, wenn er mich die Nasenspitze oder den Zipfel meiner Hausmütze aus dem Fenster stecken sieht. Aber Sie sollen Antwort haben, und hoffentlich zusagende. Wann meinen Sie, würde das Kind bei uns einziehen können?"

„Das hängt von Ihnen ab, verehrter Herr Amtmann. Jettchen hat keinen Willen oder versteht sich doch jeder Anordnung zu unterwerfen. Und ihre Adoptivmutter ist mit mir einverstanden."

„Dann wollen wir die Sache schon in den nächsten Tagen zur Zufriedenheit aller Betheiligten ordnen", entgegnete der Amtmann, wünschte dem Besitzer des Oekonomiehofs baldige Wiedergenesung und empfahl sich, ohne seinem Sohne, der bei Cordula und Henrietten verweilte, Lebewohl zu sagen.

Zweites Kapitel.

Wie Franz bekümmert und durch ein Gespräch mit Henrietten wieder heiter wird.

Der Stadtchirurgus fand den Zustand des Verwundeten bei seinem nächsten Besuche sehr befriedigend und erklärte mit großer Seelenruhe, die Sache werde sich jetzt ganz bestimmt machen und weder kalter noch heißer Brand dazuschlagen. Bieberloh war darüber sehr vergnügt, beschied Franz zu sich und hatte mit diesem eine Unterredung, die zwar nur wenige Minuten dauerte, auf den ältesten Sohn des Amtmanns aber einen unbeschreiblichen Eindruck machte. Der junge Mensch war kaum wiederzuerkennen, als er am andern Morgen seinen Berufsgeschäften nachging. Sonst freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann, gab er jetzt nur widerwillig auf an ihn gerichtete Fragen barsche Antwort. Er zankte mit Jedem, dem er es bieten konnte,

warf und stieß auf die unverantwortlichste Weise mit Allem, was ihm in die Hände kam, herum, trat den ihm anhänglichen Kettenhund, daß er heulte und sich scheu in seine Hütte verkroch, warf mit zusammengerafften Holzsplittern und Erdklößen nach den gluckenden welschen Hühnern, die er doch liebte, und scheuchte sogar Henriettens Tauben auf, so oft sie versuchten, das heute von dem jungen Mädchen selbst gestreute Futter aufzupicken. Auch die Wachtel ließ er nicht in Ruhe, wenn sie unter den Schloßthurm trat und munter zu schlagen begann.

Alles Gesinde im Oekonomiehofe steckte, erschrocken über dies auffällige Betragen des jungen Eleven, die Köpfe zusammen und fragte sich gegenseitig, was das wohl zu bedeuten habe. Einige wurden sogar ängstlich, indem sie fürchteten, Franz könne toll geworden sein und den Ersten Besten wie ein wildes Thier mit den Zähnen anfallen; denn sie hatten ihn verschiedene Male mit einem zugelaufenen Hunde spielen sehen, welcher den Hof durchaus nicht verlassen wollte und allen Uebrigen knurrend die Zähne wies. War der Hund toll gewesen und hatte er den Eleven gebissen, so konnte daraus ja namenloses Unglück entstehen.

Henriette, welche auf Alles, was Franz trieb, sehr genau achtete, erschrak mehr als alle über dessen höchst

seltsames Benehmen, die Befürchtungen des Hofgesindes aber theilte sie nicht. Ihr sagte das ahnende Herz, dem Sohne des Amtmanns, der ihr und der Mutter unaufgefordert viel Spaßhaftes von der Reise erzählt hatte, müsse etwas recht Unangenehmes zugestoßen sein, daß er plötzlich ein so ganz anderer Mensch geworden war, der Jeden wie einen persönlichen Feind behandelte.

„Mir kann er doch nichts zu Leide thun", sagte sich das gutmüthige Mädchen, als sie bemerkte, daß sich alle von Franz zurückzogen, und nahm sich vor, ihn gradezu um die Veranlassung seiner bösen Stimmung zu fragen. Die Gelegenheit dazu gab er selbst, indem er die Hauskatze, die sich schnurrend an ihn schmiegte, ebenso unbarmherzig wie den Hund Ali behandelte und unmittelbar darauf eine Henne mit ihren Küchlein recht boshaft in den schlammigen Abfluß des Röhrwassers jagte, daß die armen kraftlosen Thierchen darin stecken blieben.

„Du bist heute abscheulich, Franz", redete Henriette den Eleven an, nachdem sie Zeugin dieser letzten Unthat gewesen war. „Ich könnte Dich hassen, wenn ich Dir nicht gut wäre! Du machst ja lauter schlechte Streiche! Was haben Dir denn die unschuldigen kleinen Hühner gethan?"

„Geärgert haben sie mich, wie mich Alles ärgert."

„Ich etwa auch?"

„Ja, Du auch!"

Franz schielte Jettchen von der Seite an und wurde feuerroth. Er war so ärgerlich oder, wie er selbst sagte, innerlich erbost, daß er mit dem Fuße die Erde stampfte und sich in die Lippe biß.

„Wie ich das angefangen habe, weiß ich wahrhaftig nicht", erwiderte betrübt Henriette, und Thränen verschleierten ihr seelenvolles Auge. „Ist es aber dennoch geschehen, so vergib mir, Franz, und sei mir wieder gut!"

Sie hielt ihm die Hand hin und lächelte ihn durch Thränen an.

Franz schüttelte den Kopf, als würde er von Hornissen umschwärmt, die dargereichte Hand des jungen Mädchens aber nahm er nicht an.

„Sei doch nicht albern und lasse das dumme Bitten sein!" fuhr er unwirsch heraus. „Es liegt gar nichts daran, wie mir zu Sinne ist, ob ich Vitriol trinken oder glühende Kohlen verschlucken möchte. Verkehrt geht mir ja doch Alles, und da ist es ganz einerlei, auf welche Weise ich zu Grunde gehe. Nur gar lange dauern soll's mit meinem Willen nicht!"

„Hat der Vater mit Dir gescholten?" fragte innig

theilnehmend Henriette. „Höre nicht darauf und bedenke, daß er leidend ist! Er meint es nie böse.“

„Ach nein“, versetzte Franz mit einem tiefen Seufzer. „Er brauchte aber doch nicht solche unnütze Geschichten einzurühren!“

„Was für Geschichten?“

„Stelle Dich nicht so einfältig, Jettchen, Du bist ja die Hauptperson!“

„Ich verstehe kein Wort“, sagte Henriette ganz verdutzt und blickte Franz so taubensanft an, daß er ganz verwirrt wurde.

„So wollt' ich doch, das Donnerwetter schlüge den Amthof in Grund und Boden!“ rief dieser wüthend und scheuchte die sich nähernden Tauben durch seine lebhaften Gestikulationen auf. „Das alte Geniste muß doch eines Tages von selbst zusammenfallen!“

„Und was sollte bei solchem Unglücke, das Du frevelhaft herbeiwünschest, aus Deinen Aeltern und Geschwistern werden?“

„Es gibt überall Häuser, in denen sich's besser wohnt als in dem vermaledeiten Amthofe, und doch will Herr Bieberloh Dich gerade in diese Mördergrube schicken, damit Dir nur hier kein Mensch ein Haar krümmen kann. Soll mich das etwa nicht ängstigen? Ich kenne diesen klassischen Kasten!“

Henriette glaubte nicht recht gehört zu haben, und doch überkam sie ein wonniges Gefühl, wie sie es nie früher empfunden hatte. Franz in seinem Zorne gefiel ihr über die Maßen gut. Sie hätte ihm jetzt gern noch einmal die Hand geboten, hätte ein richtiges Taktgefühl sie nicht davon abgehalten. Auf ihrem feinen Gesicht spiegelte sich ein ganzer Himmel von Seligkeit.

„Da hat der Vater Dich gewiß necken wollen“, sagte sie lächelnd, „und Du bist thöricht genug, es zu glauben. Wie sollte der Vater ohne mich fertig werden?“

„Fragt Herr Bieberloh je nach sich oder Andern, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat?“ entgegnete Franz. „Was er will, muß geschehen, eben weil er es will! Gestern Abend hat er mir angekündigt, daß er uns zwei beide, mich und Spahnzel, als Diebsfänger anstellen will, und daß wir so lange auf dem Oekonomiehofe und dessen weitem Revier die Polizeigewalt ausüben sollen, bis uns einer von den fremden Cujonen in die Hände fällt, die, wie ich wohl weiß, hier oft genug herumschnüffeln. Ich dank' ihm, daß er Dich lieb hat und etwas auf Dich hält, im Amthofe bist Du aber viel schlechter aufgehoben wie hier. Dir zu Liebe würde ich tüchtig aufgepaßt haben, wenn Du

aber fortgeschickt wirst, werde ich mir's bequem machen. Ich will doch wissen, wofür ich Wachdienste thue!"

Henriette wußte dies sehr genau, und wenn ihre Versetzung in den Amthof vielleicht nicht ganz ihren Wünschen entsprach, so freute sie sich doch ungemein über die Anordnung des Vaters, der hinter ihrem Rücken Alles heimlich mit dem Amtmann abgemacht hatte. Es galt jetzt nur, den sehr indignirten Franz zu beruhigen, und das schien ihr nach dem Blicke, den sie in des jungen Eleven Seele gethan hatte, nicht übertrieben schwer zu sein. Ihre Hand vertraulich auf seine Schulter legend und mit der andern die Tauben lockend, die zu Franz kein rechtes Vertrauen mehr hatten, sagte sie:

„Laß Dich das nicht kümmern, der Amthof liegt ja nicht außerhalb der Welt! Will der Vater, daß ich eine Zeit lang anderswo leben soll, so möchte ich nirgends lieber sein als bei Deinen Aeltern. Deine Schwester sieht Dir ganz ähnlich und ich werde sie gewiß bald lieb gewinnen, und wie brav Deine gute Mutter ist, hast Du mir oft genug erzählt."

„Ich?" fragte Franz und sah Henriette mit großen Augen an, denn er wußte sich nicht zu erinnern, daß er überhaupt von seiner Mutter gesprochen hatte.

„Gewiß!“ betheuerte das junge Mädchen. „Du erzählst immer von ihr, wenn Du es gar nicht weißt, und was Du nicht aussprichst, das lese ich in Deinen Augen. Darum weiß ich schon jetzt, daß ich mit Deiner Mutter mich trefflich vertragen werde.“

Franz glaubte das auch, und da er Henriette so ruhig, ja zufrieden und glücklich sah, erschien ihm die Anordnung Bieberloh's, in der er bisher nur eine unnütze Tyrannei erblickt hatte, in ganz anderm Lichte. Gefiel es Henrietten in seinem Vaterhause, so erwarb sie sich in Eugenien eine Freundin, und errang sie sich, woran er nicht zweifeln mochte, die Liebe und Achtung seiner Mutter, so ließen sich daraus die Sprossen zu einer Leiter zusammenfügen, auf welcher früher oder später der Himmel erklommen werden konnte. Beinahe hätte er sich laut seiner Kurzsichtigkeit wegen einen Dummkopf gescholten. Er schlug jedoch nur beschämt die Augen nieder, betrachtete scheinbar mit großem Interesse die Spitzen seiner Wasserstiefeln, die er aus Verdruß mit keiner Bürste berührt hatte, und sagte gedehnt:

„Ja freilich — so angesehen — wenn Du meinst — da wird es wohl hohe Zeit, daß ich geschwind an meine Arbeit komme, sonst könnte mich der Eine oder Andere beim gnädigen Herrn verklagen.“

Noch einmal überflog er mit raschem Blick die zierliche Gestalt Henriettens, kehrte sich um und schritt mit verschränkten Armen nach dem Pferdestalle, um sich die Schecke zu satteln und eiligst aufs Feld zu reiten, wo er schon längst hätte weilen sollen.

Drittes Kapitel.

Ein gediegener Mann. — Der Amtmann fährt mit seiner Familie in einer Kutsche aus.

„Theophil!" rief Amtmann Wunderlich seinem zweiten Sohne zu, der eben beschäftigt war, ein lateinisches Scriptum ins Reine zu schreiben. „Geschwind, mache Dich fertig zum Ausgehen! Ziehe die gelbe Weste mit den blanken Knöpfen nebst Deinen Grauen an und bürste die grüne Mütze mit der Bummel sauber ab; ich habe eine Bestellung für Dich, drüben an den Sägemüller."

„Schon wieder?" murmelte Theophil vor sich hin und spritzte die eben erst frisch eingetauchte Feder dergestalt unter dem Tische aus, daß die schöne schwarze Kanzleitinte, die Wunderlich selbst bereitete, eine Menge kleiner länglicher Flecke an der frisch geweißten Wand machte. „Also abermals Knechts-

dienste für Franz thun! Das verdammte Botenlaufen!"

„Bringe Deine Mütze der Mutter", ließ sich des Amtmanns Stimme von neuem vernehmen, „und lasse Dir erst den halbabgerissenen Schirm wieder fest nähen, sonst läufst Du zum Skandal aller Betteljungen durchs Dorf, als wolltest Du selbst auf den Bettel gehen!"

„Hm", brummte Theophil und klappte sein Schreibheft zu, denn er mußte dem Vater Recht geben. „Was soll nur der Sägemüller wieder für Dienste leisten? Ist's etwas Angenehmes, so kann mir der Gang wenigstens ein Glas Wein und eine Honigsemmel eintragen."

Während Frau Adelheid ihrem Sohne den locker gewordenen Schirm an die Feiertagsmütze nähte und Theophil sich vorschriftsmäßig ankleidete, schrieb Vater Wunderlich ein Billet an den Müller, der eine gute Viertelstunde vom Amthofe entfernt wohnte und, weil die Wasserkraft des einen Ganges eine Säge in Bewegung setzte, zum Unterschiede von den beiden andern Müllern des langgebauten Dorfes den Namen des Sägemüllers führte.

„Hier, mein Sohn", sprach der Amtmann zu Theophil, als dieser zum Ausgange gerüstet in die Amts-

stube trat, „hast Du ein Schreiben an Herrn Zacharias Mehlhose. Sage ihm ein schönes Compliment von mir und ich ließe ihn bitten, wenn's möglich wäre, solle er mir übermorgen den Gefallen thun. Sei höflich, lasse Dich aber nicht tractiren! Man muß dergleichen Aufmerksamkeiten immer in anderer Weise doppelt wieder zurückbezahlen."

Theophil knurrte blos, steckte den Brief zu sich und trollte ab. So ungern er im Allgemeinen Bestellungen machte, so gern besuchte er den Sägemüller. Dieser galt nämlich außer dem eigenen Vater, dem Pastor und den drei Schulmeistern für den einzigen gebildeten Mann im Dorfe, mit dem Vater Wunderlich dann und wann gern verkehrte. Er hatte in frühern Jahren einige Reisen gemacht, auf diesen gut beobachtet und verstand recht unterhaltend zu erzählen, wobei er immer selbstgefällig lächelte. Denn er war ziemlich eingenommen von sich und glaubte in vielen Dingen den gelehrten Amtmann sammt dem Pastor zu übersehen.

Da Mehlhose wohlhabend war und sein Gewerbe ihm wenig Zeit raubte, legte er sich in seinen Freistunden auf das, was er Bildung nannte. Er las sehr viel, nicht gerade immer Gutes, aber, wie er sich ausdrückte, nur Gediegenes. Dazu rechnete er vorzugsweise die Werke van der Velde's, einige berühmte

Räubergeschichten und Beschreibungen alter Burgen und Klosterruinen, an die sich schauerliche Sagen knüpften. Endlich trieb der Sägemüller mit Leidenschaft Musik, spielte fleißig Klavier und sang mit anerkennenswerther Ausdauer Arien aus berühmten Opern sowie Anderes.

Theophil traf diesen wackern Mann just an seinem Flügel, wie er eben angefangen hatte, „Die Büßende" nach der Composition von Zumsteeg zu intoniren. Der zweite Sohn des Amtmanns hörte beim Aufstoßen der Thür der Backstube, an welche das Kabinet des Sägemüllers stieß, diesen kreischend laut die Worte singen: „Von Navarras Fürst gesandt in das heil'ge deutsche Land."

Das lautere Lärmen des Mühlwerks und das harte Auftreten Theophil's veranlaßten den Müller zu einem Seitenblicke. Diesem folgte ein herablassend gnädiges Lächeln und, während er ununterbrochen auf den schlecht gestimmten Flügel mit steifen Fingern loshämmerte, die Einladung, Platz zu nehmen. Dann vertiefte er sich wieder in die Ballade, die er sich ziemlich gut eingeübt hatte, erhob die Stimme so laut wie möglich und hörte nicht eher auf, als bis der grimme Ritter die Büßende wieder zu Gnaden angenommen hatte.

„Nicht wahr, Musje Toffel, es ist 'was sehr Schönes um gute Musik und soliden, gediegenen Gesang?" redete er jetzt, den Flügel schließend, den Sohn des Amtmanns an. „Meine seligsten Stunden bringe ich am Klaviere zu, und hat man es in Spiel und Gesang so weit gebracht wie ich, dann ist's ein gediegener Genuß, sich und Andern, die Verständniß dafür haben, mit Geschmack und Ausdruck etwas Klassisches vorzuspielen und vorzusingen. Wie befindet sich der Herr Vater und was macht die liebe Frau Mutter?"

Theophil dankte für gütige Nachfrage und überreichte dem Sägemüller das Billet seines Vaters.

„Ah so", sprach, immer mit einer gewissen majestätischen Selbstzufriedenheit lächelnd, Zacharias Mehlhose, „der Herr Amtmann beehrt mich mit einem eigenhändigen Schreiben! Freut mich außerordentlich, denn es trägt dasselbe bei zur Vermehrung meiner Handschriftensammlung. Liebt Musje Toffel auch Authographen berühmter Männer und Frauen? Eine unterhaltende, belehrende und sehr gediegene Beschäftigung!"

Theophil, von der Anrede des sich überaus klug dünkenden Müllers geärgert, hätte gern eine patzige Antwort gegeben, wagte dies aber nicht, weil er fürchtete, sein Vater könne dann leicht abschläglich beschieden werden. Er brummte also ein gedehntes „O ja" und

schielte nach dem Gartenfenster, hinter dem ein halbwüchsiges, sehr hochblondes Mädchen, des Müllers Tochter, Ball spielte. Es war aber nicht das Mädchen, das Theophil fesselte, sondern der große Bienenstock am Ende des Gartens, denn des Amtmanns zweiter Sohn hielt süßen Honig für den größten Leckerbissen unter allen genießbaren Dingen.

Inzwischen hatte Zacharias Mehlhose das Billet des Amtmanns gemächlich durchgelesen, legte es vor sich auf das Notenpult des Wiener Flügels und sagte, immer die selbstzufrieden lächelnde Miene beibehaltend:

„Das soll gern geschehen, wenn Dein Herr Vater meiner Karrete die Ehre anthun will, sich in selbiger nach Ziedersdorf rumpeln zu lassen. Etwas baufällig ist sie wohl, aber das läßt sich bessern, und wenn es nicht gar zu eilig geht, kann nichts passiren. Uebermorgen vormittags in der zehnten Stunde wird die Karrete vor dem Amthofe halten. Mein ältester Gehülfe ist ein fixer Fuhrmann, auf den sich der Herr Vater verlassen kann."

Er stand auf, ging zu einem Wandschranke und entnahm demselben zwei kleine Weingläser, die er aus einer schon angebrochenen Flasche kaum halb voll goß. Darauf winkte er Theophil, mit ihm anzustoßen, und sagte:

„Auf Dein und Deines ältern Bruders Wohlergehen! Es freut mich zu hören, daß der Franz sich so nett herausmacht. Kannst Dir ein Beispiel an ihm nehmen!“

Theophil trank mit Vergnügen den spärlich zugemessenen Wein, ärgerte sich aber über des Sägemüllers Bemerkung; denn daß ihm sein Bruder Franz als Beispiel und Muster hingestellt ward, dem nachzueifern ihm Ehre bringen könne, war ihm wirklich etwas Neues. Er dachte auch nicht daran, der Weisung des Sägemüllers zu folgen, da ein Mann, der so ganz verkehrte Ansichten hatte, in seinen Augen auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehen mußte.

Die erwartete und gewünschte Honigsemmel ward nicht gereicht, obwohl Theophil sich nach des Müllers Bienen erkundigte. Dagegen füllte Zacharias Mehlhose die Gläser noch einmal halb voll und stieß auf gute Verrichtung im Ziedersdorfer Oekonomiehofe mit ihm an.

Auf dem Rückwege machte Theophil die Frage, was seinen sparsamen Vater wohl veranlassen möge, in der besten Kutsche des Dorfes nach Ziedersdorf zu fahren, viel zu schaffen. Es war ihm nicht möglich, irgend einen Beweggrund, der sich stichhaltig erwies, dafür ausfindig zu machen, wenn nicht etwa die Mutter,

die ungern weit ging, den Vater dazu überredet hatte, weil sie es vielleicht schicklich finden mochte, Herrn Bieberloh einen Besuch abzustatten, um ihre Theilnahme an dem Unfalle, der ihn betroffen hatte, an den Tag zu legen.

Eine Ahnung von dem, was der Familie Wunderlich bevorstand, erhielt Theophil erst durch die Mittheilung seiner Schwester, welcher die Mutter das große Ereigniß ankündigen zu müssen für nöthig erachtete.

„Besuch holen wir von Ziedersdorf", raunte Eugenie im Vorbeigehen ihrem jüngern Bruder zu; „darum ganz allein läßt der Vater anspannen. Die Jette vom Oekonomiehofe soll ein paar Monate oder noch länger bei uns wohnen. Ich freue mich sehr auf das Mädchen, denn sie scheint lieb und zutraulich zu sein!"

„Ich gar nicht", versetzte Theophil; „man wird sie doch nur bedienen müssen, wenn sie dem Vater gefällt. Franz spricht ja von ihr wie von einer Heiligen."

„Eben darum! Aber der arme Bruder! Der ist recht zu bedauern, und daran habe ich in der Freude meines Herzens nicht einmal gedacht!"

„Weshalb soll Franz zu bedauern sein?" entgegnete Theophil. „Was wir mit Jette mehr zu thun bekommen, hat der Bruder dann weniger, und das kann ihm doch nur angenehm sein."

„Aber Franz und Henriette vertrugen sich so gut mit einander, und wenn Franz Verdruß hatte, tröstete ihn das liebe, gute Jettchen. Das wird er künftig entbehren.“

Theophil zuckte die Achseln und war eigentlich still vergnügt, daß seinem Bruder nicht Alles nach Wunsch ging, denn er konnte es nicht leiden, daß Fremde jenen so lobten, wie es der Sägemüller gethan hatte, und darum gönnte er ihm einen kleinen Verdruß.

Der Amtmann hütete sich wohl, seine Kinder im voraus von dem Abkommen zu unterrichten, das er mit Bieberloh getroffen, und zu welchem Frau Adelheid von Herzen gern ihre Zustimmung gegeben hatte. Er wollte sie mit der neuen Hausgenossin, die eine angenehme Erscheinung war, überraschen, und Eugenien nebst Theophil zugleich das Vergnügen einer Ausfahrt machen, was äusterst selten vorkam.

Die bestellte Carrosse Zacharias Mehlhose's, von diesem selbst Karrete genannt, war eine alte Kutsche von unförmlicher Gestalt, die in stark abgenutzten ledernen Riemen hing und sich infolge veralteter unpraktischer Construction schwer umkehren ließ. Raum war in dem unförmlichen Kasten, dessen Lederdecke an den Seiten aufklappte, genug vorhanden, allzu große Sicherheit aber bot derselbe denen, die ihn bestiegen, nicht.

Die Radfelgen bewegten sich nämlich beim Fahren in den weit gewordenen Löchern knarrend und seufzend hin und her, und das eine Hinterrad, von einem Stümper in der Wagenbaukunst schlecht ausgebessert, weifte, so oft es sich umdrehte. Ungeachtet dieser Mängel galt des Sägemüllers Karrete für eine Staatskutsche, und wenn sie sich durchs Dorf bewegte, sah ihr Jedermann nach, denn es gab dann entweder auf der Pfarrwohnung oder im Amthofe etwas höchst Wichtiges. Andern Personen nämlich als diesen beiden Höchstgebildeten im Dorfe lieh der stolze Sägemüller seinen Wagen unter keiner Bedingung.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde polterte der schwankende Koloß vor die Einfahrt zum Amthofe, und Zacharias Mehlhose in eigener Person entstieg dessen weitem Innern.

„Wollte nur wissen, ob die Kutschkasten, auf denen die Kissen liegen, noch fest seien", sprach er, den Amtmann mit freundlichem Lächeln begrüßend, „sonst hätte man sich auf andere Weise behelfen müssen. Aber es steckt eine unverwüstliche Lebenskraft in diesem Bau, und wenn Sie nur die Beine etwas einziehen wollen, so rutschen auch die Kasten gar nicht, und man sitzt wie in einer Wiege."

Verwöhnt in Bezug auf bequeme Einrichtungen waren die Wunderliche allesammt nicht. Deshalb legte der

Amtmann gar keinen Werth auf die Bemerkungen Mehlhose's, sondern dankte diesem nur für seine Bereitwilligkeit, ihm zu dienen.

„Es hat wohl nichts auf sich, wenn es auch Abend wird, ehe wir zurückkommen", sagte er, Frau und Tochter zum Einsteigen nöthigend. „Uebereilung bringt selten Vortheil, und ich habe mit dem Principal meines Aeltesten Vielerlei zu' verhandeln. Unterdessen sollen sich meine Kinder einmal tüchtig austoben, wozu im Ziedersdorfer Oekonomiehofe mehr Platz ist als in diesem wacklig gewordenen Prachtbau."

Mehlhose lächelte, bewegte beistimmend den Kopf und sagte: „Wünsche der ganzen werthen Familie recht viel Plaisir! Mit dem Heimkommen hat's Zeit. Die Pferde finden den Weg allein, wenn's noth thut. Nur rathe ich wegen des weifenden Hinterrades die Karrete nicht allzu scharf strapaziren zu wollen."

„Habt Ihr Euch eingeschachtelt?" fragte der Amtmann, den Kopf in den Wagen steckend und seinen linken Fuß auf den Tritt setzend. „Dann darf ich wohl nachspringen?"

„Springen Sie lieber nicht, Herr Amtmann", bemerkte darauf der Sägemüller und hielt den gelehrten Juristen zurück. „Es könnte bei scharfem Sprunge der Boden meines Wagens, der nicht mehr der festeste

ist, unliebsame Einfälle bekommen, und das würde die Abfahrt um einige Stunden verzögern."

„Dann wollen wir fein behutsam auftreten", erwiderte Amtmann Wunderlich und machte sich möglichst leicht. Dennoch schütterte die ganze Kutsche und schwankte wie ein schaukelnder Nachen hin und her, als er sich neben Frau Adelheid auf den seufzenden Kasten setzte und dieser infolge des starken Drucks von oben sich etwas nach vorn schob. Der Amtmann aber stützte sich fest auf seinen Rohrstock und drückte mit seinen prallen Waden kräftig gegen den Sitzkasten, ein Manöver, welches diesen auch sofort stillstehen machte.

„Nun vorwärts in Gottes Namen!" rief er dem Kutscher zu, mit einer Handbewegung den seitwärts stehenden Müller nochmals grüßend. Die Pferde zogen an und die famose Karrete setzte sich, bei jedem kleinen Stoße die lose Decke wie eine Klappe hebend, langsam in Bewegung.

Zacharias Mehlhose blieb noch eine Zeit lang neben der alten Martha am Hofthore stehen und sah dem fortschwankenden Wagen nach, wobei er höchst seltsame Capriolen machte, so oft er des weifenden Hinterrades ansichtig wurde.

„Hat nichts zu sagen", sprach er endlich und nickte

bedeutsam lächelnd Martha zu. „Der Wagen hält sich vorzüglich; er will nur behutsam behandelt sein. Mir ist gar nicht bange, daß der Herr Amtmann nebst werther Familie ohne Unfall hinüber nach Ziedersdorf und auch wieder herüber kommt.“

Viertes Kapitel.

Die Familie Wunderlich besucht den Oekonomiehof. — Franz zeigt seine Kunst als Reiter und kommt zu Fall. — Theophil wird Schiffer und leidet Schiffbruch.

Eine ganze Woche schon lebte Spahnzel als Flur- und Waldwächter auf dem Oekonomiehof. Herr Bieberloh hatte dem vielseitigen Mann sehr ausführliche Instructionen ertheilt und ihm zugleich ein vertrauliches Handinhandgehen mit Franz Wunderlich zur Pflicht gemacht. Letzterem blieb die geheime Oberaufsicht im Oekonomiehof über alle ein- und ausgehenden Persönlichkeiten anvertraut, da Bieberloh durch seine Wunde in nächster Zeit daran verhindert war. Ersterer durchstreifte den Wald und hatte die Orte zu ermitteln, wo herumziehende Händler aus der Fremde vorzugsweise verkehrten oder längere Zeit sich aufzuhalten pflegten. Absicht und Zweck dieser doppelten Ueberwachung aller

Baulichkeiten des Oekonomiehofs wie des dazu gehörigen Grund und Bodens war die Ergreifung des Frevlers, welcher Bieberloh verwundet und, wie dieser fest überzeugt war, Henriette ihm hatte rauben wollen.

Franz fand sich, als er einsah, daß eine zeitweise Entfernung Jettchen's durch die Umstände geboten sei, alsbald in die ihm angewiesene neue Stellung. Hatte er sich auch nicht darum beworben, so wußte er doch das Vertrauen vollkommen zu schätzen, das Bieberloh in ihn setzte. Dazu kam, daß er hoffte, seine und Spahnzel's Wachsamkeit würden nicht resultatlos bleiben, wenn auch vielleicht der Sommer vorüberging, ehe des Gutsherrn unversöhnliche Feinde nochmals einen entscheidenden Schritt wagten. Auch beruhigte sich Franz schnell, da er sich sagen mußte, daß Henriette im Hause seiner Aeltern jedenfalls vor jedem Angriff geborgen sei.

Cordula, welche mit Henrietten viel allein war, behandelte Franz ganz wie einen erwachsenen Sohn. Sie ließ ihn merken, daß sie mit den Anordnungen ihres Gatten vollkommen einverstanden sei, wußte aber ein Zusammensein des jungen Menschen mit ihrer Adoptivtochter geschickt zu verhindern. Nicht einmal am Taubenhause sahen sich die beiden jungen Leute

seit dem getroffenen Abkommen. Franz verlor demnach nichts als den Anblick Henriettens, wenn sie den Oekonomiehof verließ. Um so ununterbrochener konnte er an die liebliche Erscheinung denken, wenn sie fern von ihm lebte und er ihrer Sicherheit wegen bei einbrechender Dunkelheit die Runde durch die Räume machte, die er zu inspiciren hatte.

Der Amtmann hatte Herrn Bieberloh brieflich den Tag angezeigt, an dem er Henriette abholen werde, und dieser setzte wieder Franz davon in Kenntniß. Dagegen erfuhr dieser nicht, daß sich in der Aeltern Begleitung auch seine dem Alter nach nächsten Geschwister befinden würden.

Spahnzel, am Tage ein rüstiger Arbeiter überall da, wo ein solcher gebraucht ward, entdeckte zuerst die den Feldweg herein schwankende Kutsche des Sägemüllers und machte Franz unverweilt Anzeige davon. Es war ganz unmöglich, daß in dem unförmlichen Kasten mit der lustig auf- und zuklappenden Decke andere Menschen als Bewohner des Amthofs sitzen konnten.

„Komm, Franz“, sagte der Tausendkünstler, „wir wollen bei Zeiten Platz machen für des Sägemüllers Staatscarrosse, denn beim Einbiegen in den Hof kann eine Stockung eintreten, wenn der Gehülfe das

Umlenken nicht aus dem Fundamente versteht! Die alte Deichsel läßt sich nicht weit drehen, ohne den Kutschkasten zu heben. Passirt aber das, dann heißt es zugreifen!"

Franz ließ sich von Spahnzel gern belehren. Zwar kannte er die guten und schlechten Eigenschaften des Mehlhose'schen Prachtfuhrwerks nicht aus eigener Erfahrung, davon sprechen aber hatte er schon mehrmals gehört, und da just Spahnzel seine Geschicklichkeit auch ein paarmal an dem veralteten Gefährt hatte erproben müssen, so zweifelte er keinen Augenblick, daß dieser genau wisse, was er thue.

So ward deun das Eingangsthor sperrweit aufgemacht und in der Richtung, welche der Wagen im Hofe selbst nehmen mußte, um vor dem Portal des Herrenhauses ordentlich vorzufahren, alles etwa Störende aus dem Wege geräumt.

„Es kann angehen", sagte Spahnzel, als dies geschehen war, „das heißt, wenn das Taubenhaus der verdammt langen Deichsel nicht im Wege ist. Na, wir wollen aufpassen, damit Alles gut abläuft. Da kommen sie glücklich aus dem Hohlwege heraus!"

Mit gutem Geschick schwankte die alte Karrete in den Hof. Bei dem Herüber- und Hinüberbiegen des großen Wagenkastens wurde bald der Kopf des Amt-

manns, bald die Haube Adelheid's an der Wagenfensteröffnung sichtbar. Franz grüßte die Aeltern durch Handwinken, Spahnzel schwenkte seine Mütze und krümmte sich dabei, die gefährlichen Bewegungen der Kutsche nachahmend, als leide er an heftiger Kolik.

Endlich bog der Müllergehülfe um das Taubenhaus. Er nahm zum Umlenken so viel Raum in Anspruch, als eben vorhanden war; dennoch glückte es nicht. Der Kutschkasten ward auf der einen Seite aus den Riemen gehoben, die ihn trugen, und er wäre jedenfalls mit sammt dem Rädergestell umgeschlagen, hätte ihm nicht das Taubenhaus als Halt gedient. An dieses lehnte sich der obere Theil des Kastens an, aus dessen aufklappender Lederbedeckung gleichzeitig der Kopf des jetzt sehr finster blickenden Amtmanns auftauchte. Da indeß die Pferde stillstanden, so geschah kein Unglück, und die Insassen des schon halb umgesunkenen Wagens krabbelten langsam heraus, ohne sich zu beschädigen.

„Ja, ja, Herr Amtmann, des Sägemüllers vornehme Karrete!" sagte Spahnzel und lachte wie ein Spitzbube. „Wer mit der nicht umgeht, als wäre sie aus Eierschalen gemacht, der kann bös anlaufen! Diesmal hat blos der Hut einen Stoß abbekommen, und der läßt sich wieder ausbügeln."

Amtmann Wunderlich dankte Gott, daß er die Seinigen alle gesund um sich sah, trug Franz auf, ihn bei seinem Lehrherrn anzumelden, und reichte Frau Adelheid galant den Arm, um sie dem Herrenhause zuzuführen. Eugenie und Theophil folgten dem Aelternpaar, und Spahnzel brachte mit Hülfe des Kutschers und einiger beispringender Knechte das Fuhrwerk wieder in Ordnung, worauf es so im Hofraum aufgestellt wurde, daß sich die Abfahrt ohne Schwierigkeiten bewerkstelligen ließ.

Bieberloh hatte sein Lager bereits verlassen und wandelte langsam in dem geräumigen Wohnzimmer auf und nieder, dessen Fensterladen noch halb geschlossen waren, um das Licht abzudämpfen. Er trug den verwundeten Arm noch in der Binde, doch durfte er mit Erlaubniß des Chirurgus eine Pfeife Tabak rauchen. Dies war auch sehr nöthig, denn die Fliegen belästigten bei dem hohen Wärmegrad Jeden, welcher das Haus betrat.

Der Besitzer des Oekonomiehofs empfing seine Gäste weit herzlicher, als man es an ihm gewohnt war, und unterhielt sich sogar geraume Zeit mit der Frau Amtmännin, gegen welche er Franz mehrmals lobte.

„Ihr lieber Sohn ist gewissermaßen mein Lebensretter geworden", sagte er am Schlusse seiner Unter-

redung. „Darum betrachte ich ihn als einen Menschen, den Gott mir gesendet hat, und vertraue Ihnen das Kind an, das ich lieb habe, in der Ueberzeugung, Sie werden es nur Gutes lehren. Jettchen weiß, daß sie zu Ihnen kommen soll, und freut sich darauf, wie ich glaube. Wird Sie bei Ihnen ein tüchtiges Mädchen, so thue ich vielleicht noch, was ich oft schon wollte, nie aber konnte. Doch das will ich mit dem Herrn Amtmann besprechen. Sie finden das Kind, Ihrer harrend, bei meiner Frau."

Das war für Adelheid ein Wink, sich zu Cordula zu begeben, die sie in Bieberloh's düsterem Arbeitszimmer traf, wohin ein freundliches Mädchen sie führte. Es war Niemand bei Cordula als Henriette, die von vielem Weinen leicht geröthete Augenlider hatte. Franz nahm sich seiner Geschwister an, führte sie durch das weitläufig gebaute Herrenhaus, zeigte ihnen sein Wohnzimmer und seine Schlafkammer und machte sie mit seinen vielen Beschäftigungen bekannt, die ihm fast alle schon lieb geworden waren.

„Nun möchte ich auch die Pferde des gnädigen Herrn sehen", sprach Eugenie. „Zehn Arbeitspferde und zwei zum Reiten, das ist doch wohl sehr viel, nicht wahr?"

„Mit meiner Schecke, die aber kein angenehmes

Thier ist, denn sie bockt bisweilen, haben wir drei Reitpferde", entgegnete Franz. „Die beiden andern sind junge geschmeidige Stuten, die ich seit kurzem ebenfalls reiten darf."

„Ich möchte Dich wohl einmal auf einem recht jungen, feurigen Pferde sehen", meinte Eugenie, „denn ordentlich zu Pferde sitzen können unsere Bauerknechte doch nicht."

„Das Vergnügen will ich Dir machen", erwiderte Franz. „Stören wird uns Niemand, denn Herr Bieberloh conferirt mit dem Vater und die gnädige Frau kümmert sich um meine Arbeiten überhaupt nicht. Rufe Spahnzel, Theophil, daß er mir die Fuchsstute sattelt", fuhr er zu seinem Bruder gewandt fort, „ich will mir inzwischen auf meinem Zimmer die Sporen anschnallen. Sie geht viel besser, wenn ich sie manchmal mit den spitzigen Rädern kitzele."

Theophil nahm wenig Antheil an diesem Gespräch seiner beiden Geschwister, wie ihn denn Alles, was sich auf Landwirthschaft und bäuerliche Beschäftigungen bezog, völlig kalt ließ. Da aber der Tag doch hingebracht werden mußte, so war es ihm gleichgültig, auf welche Weise dies geschah, und am Ende konnte er sich doch nur freuen, wenn sein älterer Bruder als Reiter brillirte. Er rief also Spahnzel und begab sich, von diesem

geführt, mit Eugenien in den geräumigen und ungemein sauber gehaltenen Pferdestall Bieberloh's.

Die junge Fuchsstute war ein schönes schlankes Thier von edler Rasse, erst seit dem letzten Herbst im Besitz des Gutsbesitzers. Da Franz großes Wohlgefallen an derselben fand, so übertrug ihm Bieberloh die Pflege des Pferdes und gestattete ihm auch, dasselbe zu besteigen und in seinem Beisein einen Rundritt durch den Hofraum zu machen. Allein und ohne zuvor eingeholte Erlaubniß hatte Franz das Pferd noch niemals geritten.

Spahnzel wußte natürlich davon nichts, und weil er es gern sah, wenn sein Schützling — denn das war Franz — von Andern seiner Geschicklichkeit und Bravour wegen bewundert wurde, war er sogleich erbötig, die Fuchsstute aufzuzäumen und aus dem Stall zu führen.

Inzwischen hatte sich Franz in sein Reitcostüm geworfen, das er nur anlegte, wenn er das schöne junge Pferd bestieg, und trat jetzt, mit Sporen und Reitpeitsche versehen, zu den Geschwistern. Die Stute schien ihn zu kennen, denn sie wieherte und begann unruhig zu werden.

„Führe das Pferd an den Wassertrog", sagte Franz zu Spahnzel; „ich kann mich leichter in den Sattel

schwingen, wenn ich mich auf den Rand des Trogs stelle."

Das geschah. Der älteste Sohn des Amtmanns stieg auf den Trog, setzte dann den Fuß in den Steigbügel und kam glücklich in den Sattel. Weil er aber kein geschulter Reiter war und sich doch gern den Geschwistern in seiner ganzen Herrlichkeit zeigen wollte, verwechselte er die Zügel und faßte sie zu kurz, was die Fuchsstute, an derartige Behandlung nicht gewöhnt, sofort unruhig und widerspenstig machte.

„Laß nur los, ich werde sie gleich zur Raison bringen!" rief der kecke Reiter, gab dem Pferde einen Schlag mit der Gerte, setzte die Sporen ein und brachte es wider Willen sogleich in den schnellsten Galopp.

Es sah allerliebst aus, wie der junge Mensch, dem die Haare flogen und das Blut ins Gesicht stieg, auf dem schnaubenden Rosse durch den Hofraum jagte. Eugenien lachte das Herz im Leibe, daß ihr Bruder so prächtig reiten konnte, und auch Theophil bekam, so neidisch er von Natur war, Respekt vor Franz' Kühnheit. Wahrscheinlich wäre der kühne Ritt zu aller Zufriedenheit abgelaufen, hätte Franz das Thier richtig zu führen verstanden. Das war aber leider nicht der Fall. Die Stute hatte von An-

fang an den Reiter, nicht dieser die Stute in der Gewalt, und da sich Franz diese Ansicht sehr bald aufdrängte, so ward ihm angst, und die Furcht, das kräftige Thier könne ganz mit ihm durchgehen, raubte ihm alle Geistesgegenwart.

Zum Erstaunen seiner Geschwister, die ihren ritterlichen Bruder höchlichst bewunderten, rief Franz aus Leibeskräften nach Spahnzel, den Stoßseufzer: „Aufhalten! Aufhalten! Die Bestie geht durch!" hinzufügend.

Das war nicht gut gethan. Der gerufene Tausendkünstler begriff vollkommen die Mißlichkeit des ihm gewordenen Auftrags, wollte aber doch auch seinem Liebling gern helfen. Und da er die über des Bruders Angstruf zum Tode erschrockene Eugenie laut aufschreien hörte, sprang er entschlossen vor, faßte Posto unter dem Taubenhause, in dessen Nähe die Fuchsstute vorüberjagen mußte, und erwischte auch glücklich die herabhängende Trense. Das feurige Thier aber sprang seitwärts, Spahnzel fiel und mußte, um nicht geschleift und vielleicht gar von einem Hufschlag getroffen zu werden, den Lederriemen wieder der Hand entgleiten lassen. Binnen wenigen Sekunden indeß stand er wieder fest auf den Füßen. Er sah sich um und erblickte das Pferd ohne Reiter am obern Ende des Hofs neben der Karrete des Sägemüllers, die es lustig

anwieherte. Der bügellos gewordene Franz aber hatte eine weiche Ruhestätte auf dem künstlich geschichteten Düngerhaufen gefunden, auf dem er sich eben etwas bestürzt und sich ängstlich beschauend emporrichtete.

Schaden gelitten hatte der beherzte Reiter nicht, nur die graue Reithose zeigte einige garstige Flecke, die zum Glück von den Rockschößen bedeckt wurden. Um den Glanz der feinen Reitstiefel aber, in denen er den ganzen Tag zu paradiren gedachte, war es geschehen. Es blieb nichts übrig, als sich derselben schleunigst zu entledigen und bescheidenere Tracht anzulegen.

„Das heiße ich Unglück haben!" sprach er zu Eugenien, den Rockschoß hebend und ihr die verdächtigen Flecke zeigend. „Wenn ich das hätte ahnen können! Haltet um Gotteswillen reinen Mund, damit nur der Vater und Herr Bieberloh nichts erfahren. Ich würde schöne Vermahnungen zu hören bekommen! Solcher Racker! Geht durch beim ersten Gertenschlage! Na warte, das will ich Dir ein andermal gedenken!"

Eugenie waren die Thränen in die Augen getreten, denn sie war furchtbar erschrocken, als sie den Bruder vom Pferde fallen sah.

„O Gott, o Gott, wenn Du nur keine Rippe gebrochen hast", versetzte sie mit bebender Stimme, beide

Seiten des Bruders mit ihren Händen betastend. „Die paar Schmuzflecke waschen wir sauber ab, dann merkt kein Mensch, was Dir passirt ist. Hinter den Fensterladen haben die im Zimmer gewiß nichts gemerkt.“

Theophil konnte doch nicht unterlassen, den Bruder seiner schlecht ausgefallenen Reitprobe wegen aufzuziehen.

„Zu Pferde sitzest Du ausgezeichnet“, sagte er, „was aber Dein Reiten anbelangt, da nehme ich es, glaube ich, mit Dir noch auf, wenn der Vater so spendabel wäre und mir 'auch ein paar Sporen schenkte. Führt die gnädige Frau auch wohlriechende Wasser?“

Franz ward zornroth, schwieg aber still und betrachtete die fatalen, allerdings nicht ganz geruchlosen Flecke auf seinen schönen grauen Beinkleidern.

„Ach was!“ fiel Eugenie ein. „Reines Wasser nimmt Alles weg, und wer sich zu klatschen untersteht, der bekommt es mit mir zu thun! Lege nur Stiefel und Sporen ab, gehe eine halbe Stunde in der Sonne auf und nieder, und ich stehe dafür, daß selbst die Mutter von dem Vorgefallenen nichts merkt! Auf Spahnzel's Schweigsamkeit dürfen wir Kirchen bauen.“

Theophil grinste und zog sich so lange von seinen beiden andern Geschwistern zurück, bis die große Rei-

nigung am Wasserlauf des Trogs unter Eugeniens Leitung glücklich vollzogen war.

Mittlerweile hatte Spahnzel das Pferd wieder in seine Gewalt bekommen, das sich ruhig in den Stall führen ließ. Zum Glück befand sich alles Hofgesinde mit Ausschluß zweier Mägde, die sich stets in der nach der Gartenseite gelegenen Küche aufhielten, auf dem Felde, sodaß der unglückliche Ritt des jungen Eleven nicht vor schwatzhaften Zeugen stattgefunden hatte.

Eugenie machte ihre Sachen vortrefflich und Franz ging beruhigt in den Lustgarten, um sich von der Sonne trocknen zu lassen. Währenddessen suchte Eugenie die Tochter des Hauses auf, mit der sie ein enges Freundschaftsbündniß zu schließen gedachte. Theophil aber strich auf eigene Hand im Hofe herum, versuchte jede Thür zu öffnen und steckte seine Nase in jedes ihm erreichbare Fenster. Obgleich der Landbau eine Beschäftigung war, die er gering achtete, weil sich ja sehr viele ganz ungebildete Leute und diese gerade vorzugsweise damit abgaben, ließ ihm doch die Neugierde keine Ruhe und trieb ihn aus einer Scheune in die andere. Zuletzt betrat er auch den geräumigen Obstgarten auf der Rückseite des Hauses. Hier befand sich, von Bäumen umschattet, ein ziemlich umfangreicher Teich von nicht bedeutender Tiefe, der nur geringen Wasserzufluß

hatte und daher mit grünen Wasserlinsen so dicht bedeckt war, daß es aussah, als sei er völlig zugewachsen. Nur am Rande gab es einige freie Stellen, da hier von den Mägden des Oekonomiehofs allerhand hölzerne Gefäße ins Wasser gestellt wurden, damit die Sonnenhitze das Holz nicht allzusehr ausdörre. Unter diesen Gefäßen fiel dem spionirenden Theophil eine große Waschwanne von länglicher Form besonders auf. Dies Gefäß erinnerte ihn lebhaft an die Elbfahrt, denn es hatte eine entfernte Aehnlichkeit mit einem plumpen Nachen.

Der Zufall wollte, daß einige Stangen, deren sich die Mägde zu strafferer Spannung der Wäschleinen bedienten, in der Nähe unter den Bäumen lagen. Theophil blickte sich schlau um, ob er auch von Jemand beobachtet werde, und ergriff, als er Niemand gewahrte, die längste und stärkste der Stangen. Dann stellte er sich hart an den Rand des Teichs, zu dem jetzt von der Hofseite her eine Schaar Enten watschelte. Zuerst senkte Theophil die Stange in die trogartige Wanne, stemmte sich mit Kraft dagegen und entdeckte zu seiner großen Freude, daß das hölzerne Gefäß dem Drucke nachgab. Es schaukelte leicht wie ein Kahn auf dem grünlich schimmernden Wasser. Da trat Arm in Arm mit Eugenien die liebliche Henriette aus dem Hause.

Theophil ließ die Stange ins Gras gleiten und ging den Mädchen entgegen. Er fand, daß Henriette gut aussah, und das gefiel ihm. Lächelnd zog er seine Mütze und sprach, um doch etwas zu sagen:

„Hier ist es sehr schön kühl. Gehst Du gern im Kühlen spazieren?"

„Wenn es sehr warm ist, suche ich immer den Schatten", entgegnete Henriette freundlich und verglich den kleinern und schwächer gebauten Theophil mit dem größern und ungleich robustern Franz. „Bei großer Hitze genirt nur der Teich, denn das Wasser riecht dann bisweilen unangenehm, besonders wenn alle Gänse und Enten Kühlung darin suchen."

„Das ist ja recht schade", meinte Theophil, griff wieder nach der Stange und stieß mit ihr die Waschwanne so lange an, bis sie ordentlich ins Schwimmen kam. „Ich bin ein großer Freund von Wasser. Bist Du schon einmal auf dem Wasser gefahren?"

„Noch nie", versetzte Henriette, „aber ich denke mir, es muß viel angenehmer sein, als auf einem harten Polstersitze im Wagen sich hin und her werfen zu lassen."

„Viel angenehmer", betheuerte Theophil und zog mit seiner Stange die Wanne wieder näher an den Teichrand. „Ist das Wasser hier sehr tief?"

„Tief wohl nicht, aber schlammig. Weshalb fragst Du danach?“

Theophil warf einen vielsagenden Blick seiner Schwester zu und sprach freudestrahlenden Angesichts:

„Wenn man einen wirklichen Kahn hätte, wäre hier Platz genug zu einer vergnüglichen Wasserfahrt. Ich wundere mich, daß Herr Bieberloh keine Gondel auf den Teich setzt. Das Herumrudern auf stillem Wasser ist ganz leicht.“

Eugenie erinnerte sich der herrlichen Elbfahrt und fand, daß ihr Bruder einen ungemein gescheidten Gedanken aussprach. Henriette, die noch nie einen Kahn gesehen hatte, enthielt sich jedes Urtheils, freute sich aber, daß ihre neue Freundin ihrem Bruder zustimmte.

„Wenn der Vater erst wieder ganz wohl ist, werde ich Gelegenheit nehmen, das Gespräch auf dies Kapitel zu bringen“, sagte sie. „Ich glaube fest, daß er einen kleinen Kahn anschafft, wenn ich ihn recht freundlich darum bitte.“

„Diese Wanne schwimmt ausgezeichnet“, fuhr Theophil fort und stieß sie wieder mit seiner Stange an. „Sollte sie mich wohl tragen?“

„Aber, Theophil!“ rief Eugenie. „Du kannst ja nicht rudern!“

„Du sollst Dich wundern“, entgegnete der Bruder

und bemächtigte sich der im Grase liegenden zweiten Stange. „Meinst Du, es bedürfe großer Kunst, um einen Kahn im Wasser fortzubewegen? Man darf nur stoßen, gleich schwimmt solch hölzernes Ding. Siehst Du?“

Theophil setzte die längliche Wanne mit seiner Stange nicht blos in Bewegung, sondern dirigirte sie auch bald rechts, bald links, sodaß es wirklich den Anschein hatte, als verstehe er etwas von der Kunst, ein Fahrzeug durch Ruder zu leiten.

„Sitzt oder steht man drin, so muß das noch viel leichter gehen“, fügte er hinzu. „Soll ich's Euch zeigen?“

Eugenie sah ihren Bruder verlangend, Henriette ihn neugierig an, und die Blicke der beiden jungen Mädchen erweckten den Ehrgeiz des Knaben. In welchem Lichte mußte er insbesondere Henrietten erscheinen, wenn er dieser etwas vormachte, was Franz noch nie versucht hatte!

Ohne langes Besinnen zog er rasch die Wanne dicht an den Rand des Teichs, senkte beide Stangen ins Wasser und trat beherzt in den wunderlichen Kahn. Das Gefäß schwankte zwar hin und her, aber es schwamm vor- und rückwärts, denn Theophil hielt sich fest an seinen Stangen und balancirte gut.

„O wie prächtig!“ rief Eugenie und klatschte vor Vergnügen in die Hände. „Theophil kann wirklich rudern.“

Dieser schwesterliche Beifall machte Theophil kühn. Er versuchte die Stangen dem schlammigen Grunde des Teichs zu entziehen, was nach einiger Anstrengung unter starkem Schaukeln der Wanne auch wirklich gelang. Das abermalige Einsenken trieb das Gefäß vom Ufer, was leider zur Folge hatte, daß Theophil das Gleichgewicht verlor. Die Wanne glitt unter ihm aus und der unternehmende Schiffer tauchte mit sammt seinen Ruderstangen zum Entsetzen der zuschauenden Mädchen in den grünen Wasserlinsenüberzug des Teichs unter.

Den lauten Aufschrei beider Mädchen hörten Franz und Spahnzel, die eben aus dem Hause traten, um sich nach Theophil umzusehen. Sie blickten verwundert auf, sahen die schwimmende Wanne im Teiche und nahe dabei eine Gestalt, die sich mit Mühe aus dem Wasser erhob und einen höchst lächerlichen Anblick darbot.

„Herr, Du meine Güte!“ rief Spahnzel. „Wie kommt der Toffel in die schlammige Entenpfütze? Das wird einen schönen Aufzug geben, wenn wir den Musje in dieser Wasserlinsenuniform vor den Herrn Vater bringen!“

Mit weiten Sätzen erreichte der gutmüthige Tausendkünstler den Rand des Teichs, sprang in das am Ufer nicht völlig fußtiefe Wasser, ergriff die nächste der Stangen, welche Theophil bei seinem Schiffbruch verloren hatte, und streckte sie dem bis über die Hüften im Wasser Stehenden als Rettungsanker entgegen.

„Halte Dich fest, dummer Teufel", rief er ihm zu, „ich ziehe Dich heraus, wenn Du auch vielleicht Deine Stiefeln dem Teich zum Andenken schenken mußt! Was wird die Frau Mutter für Augen machen! Kein Wiedehopf hat ein schöneres Gefieder als Du dummer Wasservogel, der schwimmen will, ehe er's gelernt hat!"

Von schmuzigem Wasser und zähem Schlamme triefend kam Theophil glücklich ans Land, Haar und Gesicht mit dem grünen Schmuck unzähliger Wasserlinsen bedeckt. Er schüttelte sich wie ein Pudel, spuckte und hustete und bemalte sich dabei das Gesicht schrecklicher denn ein wilder Indianer, als er mit den schlammbesudelten Händen sich die Haare aus den Augen streichen wollte. In diesem Moment erschien der Amtmann, gefolgt von Adelheid und Cordula, im Baumgarten, denn die eine in der Küche beschäftigte Magd hatte den unternehmenden Schiffer ins Wasser fallen sehen und das schreckliche Ereigniß dem nichts

ahnenden Vater mit dem Rufe gemeldet: „Zu Hülfe, zu Hülfe, er ertrinkt!"

Papa Wunderlich besaß die höchst angenehme Eigenschaft, daß große Ereignisse, mochten sie freudiger oder trauriger Art sein, ihn niemals aus der Fassung brachten. Der Hülferuf der Küchenmagd scheuchte ihn sogleich vom Lager Bieberloh's auf, mit dem er in ein interessantes, die Lebensgeschichte des Gutsbesitzers tief berührendes Gespräch gerathen war, und beschleunigte seine Schritte. Dennoch betrat er vollkommen ruhig den Baumgarten. Als er nun seinen hoffnungsvollen Sprößling in der nassen Uniform, die er dem Ententeich entlehnt hatte, mit ausgespreizten Fingern und jämmerlich hängendem Kopfe neben Spahnzel stehen, Franz aber und die Mädchen sich in bescheidener Entfernung von dem so traurig Gebadeten halten sah, ging er stracks auf ihn zu und umwandelte ihn dreimal, ohne ein Wort zu sprechen. Zuletzt blieb er einige Schritte von ihm stehen, denn Theophil's Exhalationen hatten nicht die geringste Aehnlichkeit mit wohlriechenden Parfüms, und sagte:

„Schön, malerisch schön! Schade nur, daß kein Mensch bei der Hand ist, der Dich in diesem gelungenen Costüm abkonterfeien kann! Ich möchte das Bild gern zu unser aller bleibender Erinnerung in meinem Stammbuch bewahren."

Er machte einen nochmaligen Gang um den Triefenden, der zum Skandal aller im Oekonomiehof gerade Anwesenden wie festgewachsen auf seinem Platze stand, und fuhr darauf zu Spahnzel gewendet fort:

„Da ist guter Rath theuer, Alter! Zunächst erhebt sich die Frage: was fangen wir an, um diesen Mistfinken rein und wieder in menschlich anständige Kleider zu kriegen? Ich gestehe, daß ich hier mit meinem Latein zu Ende bin."

„Unter die Pumpe wird Musje Toffel doch müssen, Herr Amtmann", entgegnete der Tausendkünstler und verbiß mit Mühe ein aufkeimendes Lächeln, „denn so, wie er da vor uns steht, kann ihn doch kein Mensch anfassen."

„Sehr wahr!" sagte der Amtmann. „Setze Dich also in Bewegung, grünschuppig umpanzerter Schlammbeißer, und lege Dich dort unter die Pumpe! Ich will als treusorgender Vater ein Uebriges thun und Dich mit frischem Wasser abspülen, als hätte ich ein Schock Salatköpfe vor mir."

Gern hätte sich Theophil gegen diesen Befehl seines Vaters aufgelehnt, wäre ein anderes Auskunftsmittel vorhanden gewesen. Leider aber gab es ein solches nirgends. Auf die Unterstützung seiner Geschwister, die vor dem Schlammbesudelten immer weiter zurückwichen,

durfte er nicht rechnen; ebenso wenig war anzunehmen, daß Spahnzel ein Fürwort für ihn einlegen würde. Deshalb näherte er sich heroisch der verhängnißvollen Pumpe, beugte sein Haupt wie ein Büßender unter das Ausgußrohr und ließ den kristallenen Reinigungsstrahl auf sich herabsprudeln.

Der Amtmann that als ein gründlicher Mann nichts halb. Die Abspülung des im Ententeich verunglückten Schiffers war daher eine so tief gehende, daß sie vollkommen ihren Zweck erfüllte. Vater Wunderlich pumpte sogar länger, als nöthig war, und ließ den quietschenden Schwengel erst ruhen, nachdem Frau Adelheid dreimal ein flehendes: „Genug, genug, bester Mann!" gerufen hatte.

„Diesmal ist Theophil ein Stiefkind des Glücks", raunte Franz Schwester Eugenie zu, als er den gebadeten Bruder dem Hause zuschleichen sah, wohin ihn der ausgestreckte Arm des Vaters verwies. „Ich glaube nicht, daß er mich meines verunglückten Rittes wegen wieder aufziehen wird. Die Schiffahrt auf dem Ententeich kann zu seiner Besserung beitragen und ihn demüthig machen."

Eugenie gab dem Bruder nur mit Blicken Antwort. Dann schlang sie ihren Arm um die Taille Henriettens, zog sie an ihre Brust und küßte sie.

„Wir wollen friedlich zusammenleben wie Schwestern und uns recht lieb haben", sprach sie. „Nicht wahr, Jettchen?"

„Das wollen wir", entgegnete die Adoptivtochter Bieberloh's und erwiderte Eugeniens Küsse.

„Und kein Geheimniß wollen wir haben weder vor einander noch vor Bruder Franz!"

Jettchen schlug die Augen nieder, zupfte an ihrer Schürze und erröthete.

„Das kann wohl kaum angehen", sagte sie verlegen. „Franz ist ja nicht mein Bruder."

„Sobald Du bei uns auf dem Amthof lebst, wird er es, da kenne ich ihn viel zu gut und mich dazu", entgegnete Eugenie. „Alle Wochen einmal wenigstens schreiben wir an ihn, Du so gut wie ich, denn Du mußt doch erfahren, wie man in Deiner Abwesenheit auf dem Oekonomiehof lebt. Meinst Du nicht auch, Franz?"

„Gewiß muß Henriette das erfahren", versetzte Franz, ohne aufzusehen, streckte seine Hand aus und ließ es geschehen, daß Eugenie sie in Jettchen's Hand legte. „Ich verspreche, ein fleißiger, gewissenhafter und offenherziger Correspondent zu werden. Versprichst Du mir das ebenfalls, Jettchen?"

„Wenn ich kann, will ich's versuchen", sagte das

junge Mädchen, umschlang Eugenie noch inniger und zog sie, leise zu ihr sprechend, mit sich fort in den Garten.

Franz blieb allein zurück, den beiden Mädchen nur mit den Blicken folgend. Als sie hinter den Bäumen verschwanden, schlug er klirrend seine silbernen Sporen zusammen und sprach leise vor sich hin:

„Es ist eine wunderhübsche Hexe, und ich glaube, sie hat es mir angethan.“

Fünftes Kapitel.

Henriette im Amthof. — Bieberloh hält Franz für gelehrt und macht dem Vater davon Anzeige.

Infolge des nothgedrungenen Neubaus war der verfallene Amthof um ein Weniges wohnlicher geworden. Das große Familienzimmer konnte mit seinen weißen neuen Dielen, welche Frau Adelheid sehr rein hielt, für einen erträglichen Wohnraum gelten, wenn auch die Feuchtigkeit der Wände die neue Tünche bald genug wieder in allen möglichen Nüancen von Grau spielen ließ. Henriette, eine ganz anspruchslose Natur, gewöhnte sich leicht ein und gefiel sich sehr gut in dem traulichen Umgang mit Eugenien, die ihr mit großer Herzlichkeit entgegenkam. Die jüngern Wunderliche konnten ihres kindlichen Alters wegen die neue Hausgenossin nicht geniren, und Theophil, der möglicherweise den Frieden im Amthof durch die Art, sich Andern

gegenüber zu geben, bisweilen hätte stören können, bezog eine Woche nach dem erlittenen Schiffbruch die gelehrte Schule, von welcher er besuchsweise aller vierzehn Tage und auch dann gewöhnlich nur auf kurze Zeit im Aelternhause einkehrte.

Eugenie eröffnete zuerst die verabredete Correspondenz, obwohl sie im Grunde dem Bruder gar nichts mitzutheilen hatte. Dennoch malte sie drei große Seiten voll, plauderte über Alles, was ihr in den Sinn kam, erzählte, wie oft der Vater mit krauser Stirn das Familienzimmer betreten habe, wer in Geschäftsangelegenheiten zu ihm gekommen sei und wie lustig er jetzt des Abends auf der blank gescheuerten Diele hin und her wandle. Henriette aber weigerte sich zu schreiben, indem sie vorgab, sie habe nichts erlebt, dem angehenden Oekonomen also auch nichts mitzutheilen. Auch unterließ sie nicht, Eugenien bemerklich zu machen, daß es ihrem Bruder doch zukomme, zuerst an sie einige Zeilen zu richten, wenn er wirklich einen Brief von ihr zu erhalten wünsche.

„Da hast Du Recht", erwiderte Eugenie. „Franz ist ja nicht wirklich Dein Bruder, wenn wir uns auch ganz als Geschwister betrachten wollen. Aber einen Gruß mußt Du unter mein Geschreibsel setzen."

„Diesmal nicht, liebe Eugenie. Franz sähe dann

ja, daß die Schrift nicht von Dir herrührt. Ich habe aber nichts dagegen, daß Du ihn von mir grüßest."

Eugenie tauchte die Feder wieder ein, um ihrer Epistel eine Nachschrift beizufügen.

„Recht herzlich, nicht wahr?" fragte sie und begann zu schreiben.

„Ja, recht herzlich", erwiderte Henriette, kehrte sich um und drückte das Gesicht an die Fensterscheibe, um sich abzukühlen, denn sie fühlte eine Glut in sich auflodern, die ihr Herz fieberhaft klopfen machte.

Franz ging in den ersten Tagen nach Henriettens Abreise wie ein Träumender im Oekonomiehof umher, und wäre sein Lehrherr nicht fortwährend ans Zimmer gefesselt gewesen, so würde er höchstwahrscheinlich sich manchen harten Tadel zugezogen haben. Immer war er mit seinen Gedanken im Amthof, wo er die anmuthige Gestalt Henriettens als Friedensengel durch alle bekannten Räume schweben sah. Darüber versäumte Franz seine Pflichten zwar nicht, aber er ließ sich doch bisweilen gehen und war kein recht gewissenhafter Haushalter. Ein Wink Spahnzel's indeß oder ein scherzhaftes Wort, das ihm dieser gelegentlich zurief, brachte ihn bald wieder zu sich selbst.

„Was Jettchen mir wohl schreiben wird?" Das

war die Frage, welche Franz sich zuerst beim Erwachen und zuletzt schon im Halbschlummer vorlegte. Sehr gern hätte er schon am Tage nach ihrer Abreise die Correspondenz mit dem lieben Mädchen eröffnet, weil er aber im Briefschreiben gar keine Routine besaß, wußte er nicht, wie er die Sache angreifen sollte. Eine Blöße geben mochte er sich vor Jettchen nicht, und sich gegen sie auszusprechen, wie es ihm Bedürfniß war und wie er es immer gegen Eugenie that, hielt ihn ein gewisses Etwas ab, das auch seine Hand zittern und sein Herz ängstlich klopfen machte, so oft er nur an sein gegebenes Versprechen dachte.

Dieses zaghafte Bangen wich einem freudigen Hochgefühl, als er den Brief Eugeniens mit dem angehängten herzlichen Gruß Henriettens auf seinem engen Zimmer fand. Mit diesem Gruße war für ihn das Eis gebrochen. Herzlich, wie er ihm durch Vermittlung der Schwester zugerufen wurde, konnte er ihn erwidern, und wenn er sich dabei keiner Mittelsperson bediente, sondern sich direct an die Grüßende selbst wandte, so mußte diese nur eine Aufmerksamkeit darin erblicken.

Spät abends noch, nachdem er leichtern Herzens denn je Herrn Bieberloh Bericht erstattet hatte über sein Wirken, setzte er sich hin, um zuerst den Brief der Schwester zu beantworten und darauf furchtlos an

Henriette zu schreiben. Es war der erste Brief, den Franz an ein weibliches Wesen außer seiner Schwester richtete. Selbst die Mutter hatte keinen Brief von ihrem ältesten Sohn bekommen, (weil der Amtmann es übel vermerkt haben würde, wäre er übergangen worden. Zwei Briefe aber auf einmal an seine Aeltern vermochte Franz nicht zu schreiben, und aus diesem Grunde correspondirte der junge Oekonom mit seiner eigenen Mutter gar nicht.

Um Stoff war Franz nicht verlegen, da er wußte, daß Henriette an Allem, was auf dem Oekonomiehof vorging, den innigsten Antheil nahm. Stundenlang hätte er, als erst der Anfang gemacht war, mit dem herzigen Mädchen plaudern können, denn er hatte ihr unglaublich viel zu berichten. Und was hätte er Jettchen außerdem noch Alles fragen, wonach sich bei ihr erkundigen mögen! Das jedoch mußte fürs nächste Mal aufgehoben werden, denn das Schreiben gerieth weit länger, als er glaubte. Der Bogen war voll, noch ehe er alles Wichtige dem Papiere anvertraut hatte. Es blieb kaum Platz für seinen Namen übrig, den er ganz klein unten in die äußerste Ecke schrieb. Befriedigt aber, ja innerlich selig begab er sich zur Ruhe, und als ihn bei grauendem Morgen der erste Wachtelschlag weckte, umgaukelte ihn noch dasselbe ent=

zückende Traumbild, das schon beim Entschlummern vor seine Seele getreten war.

Franz' Brief erfüllte seinen Zweck vollkommen. Schon das nächste Schreiben seiner Schwester enthielt eine Unterschrift von Henrietten, die zwar nur kurz war, aber doch herzlich lautete. Franz schwelgte in Seligkeit, benutzte die erste Stunde, die er für sich erübrigen konnte, um seiner jugendlichen Correspondentin zu antworten, und fuhr damit jeden Tag fort, bis sich Gelegenheit fand, den sehr lang gerathenen Brief nach dem Amthof zu befördern. Adressirt wurde das Schreiben natürlich an Eugenie, auf deren Verschwiegenheit Franz rechnen konnte. Offen aber ließ er diese zweite Epistel an Henriette nicht mehr abgehen, da es seine Absicht war, das junge Mädchen solle den Inhalt derselben nur insoweit, als sie es nöthig fand, ihrer Freundin mittheilen.

Die vielen Geschäfte des Amtmanns ließen eine allzu strenge Ueberwachung seiner Kinderschaar nicht zu. Außerdem glaubte er nicht mehr so scharfe Controle führen zu müssen, seit die beiden „großen Rangen", die ihm am meisten zu schaffen machten, das Haus verlassen hatten. Die einmal angeknüpfte Correspondenz stieß daher auf kein Hinderniß. Auch Frau Adelheid bemerkte kaum die ankommenden und abgehenden

Briefe, da Eugenie Schlauheit genug besaß, die Episteln des Bruders unter vier Augen zu empfangen und die eigenen nebst den Einlagen Henriettens, deren Inhalt ihr großentheils verborgen blieb, heimlich und stets durch sichere Boten nach Ziedersdorf zu befördern.

So vergingen Wochen in ungetrübter Ruhe. Henriette lebte sich so ganz in der Familie des Amtmanns ein, daß sie nur mit Angst an die Zeit dachte, wo sie dieselbe wieder würde verlassen müssen. Frau Adelheid, die sehr bald die vielen vortrefflichen Eigenschaften der neuen Hausgenossin erkannte, schloß Henriette ganz in ihr Herz und behandelte sie mit derselben mütterlichen Liebe wie die eigenen Kinder. Der Amtmann selbst scherzte in altfränkisch galanter Weise mit Henrietten, wenn er im Familienzimmer verweilte, und nannte sie, war er sehr gut bei Laune, wohl auch bisweilen „lieb Töchterchen".

Franz betrat in dieser Zeit den Amthof mit keinem Fuße, dennoch verging selten eine Woche, in der sich Henriette und der Eleve nicht wenigstens einmal flüchtig sahen und sprachen. Dazu gaben die Abendspaziergänge aufs Feld, bei denen sich auch Frau Adelheid manchmal betheiligte, erwünschte Gelegenheit. Plaudernd und die Stricknadeln fleißig rührend — denn müßig ließ die arbeitsame Frau Amtmännin die jungen

Mädchen nicht im Felde herumschlendern — ward der Spaziergang bis an die Grenzsteine der Feldmark ausgedehnt, und ließ sich dann eine Gestalt in der Ferne auf den weiten Aeckern des Oekonomiehofs blicken, so überschritten die Mädchen aus Neugierde den Grenzrain, um zu sehen, wer der Bemerkte wohl sei. Das war aber dann immer Franz. Man grüßte sich, drückte sich die Hände, sah sich tief in die Augen, tauschte einige Fragen und Antworten mit einander aus und trennte sich nach kurzem Verweilen mit dem stillen Gelübde, diese angenehme Begegnung sobald wie möglich zu wiederholen.

Aus diesem ungestört fortgesetzten Verkehr entwickelte sich folgerichtig ein Verhältniß von tiefer Innigkeit zwischen Franz und Henrietten, das außer den beiden Betheiligten nur Eugenien verständlich war. Die harmlose Schwester freute sich in ihrer Unschuld des Glücks ihres Bruders, das sie nur erhöht zu sehen wünschte. An die Zukunft und was diese etwa den beiden Glücklichen bringen könnte, dachte sie dabei gar nicht. Henriette war nicht weniger sorglos und naiv, nur Franz erschrak manchmal über die Gedanken und Wünsche, auf denen er sich ertappte, wenn er in purpurvioletter Abenddämmerung, auf dem Grenzraine stehend, den beiden heimwärts wandelnden Mädchen nachsah.

In solchen Augenblicken ward ihm weh und angst, und er kam sich vor wie ein Verbrecher. Wie sollte, wie mußte das enden? Diese Frage drängte sich Franz oft auf, aber immer entzog er sich beharrlich einer Beantwortung derselben, weil er keine zu geben wußte. Der einzige Trost, mit dem er sich hinhielt und an dem er sich auch aufrichtete, lag für ihn in der Annahme, daß weder seine Aeltern noch diejenigen, welche Aelternstelle an Henrietten vertraten, diejenigen ins Unglück zu stürzen wünschen konnten, deren geistiges und leibliches Wohl ihnen ja von Gott selbst anvertraut war.

Inzwischen genas Herr Bieberloh von seiner Schußwunde und nahm die Verwaltung des Oekonomiehofs, soweit ihm dies bequem war, nach und nach wieder selbst in die Hände. Franz spürte durch das persönliche Eingreifen seines Lehrherrn in die Geschäftsleitung direct keine Aenderung weder in seiner Stellung noch in den Arbeiten, die ihm oblagen, nur gewann er, nutzte er die Stunden gewissenhaft aus, mehr Zeit. Dieser Ueberschuß an Zeit war für ihn ein nicht zu unterschätzender Gewinn, denn er erlaubte Franz, sowohl seine Correspondenz wie seine Spaziergänge mehr auszudehnen. Beides that er fleißig, nur dem Amthof blieb er fern, weil er fürchtete, es könne nach

einem Besuche der zeitweiligen Heimat Henriettens ihn ein Heimweh befallen, das zu bewältigen er keine Kraft besitzen werde. Geschah dies aber, dann war sein Geheimniß verrathen, sein innerstes Herz entweiht, und was daraus entstehen konnte, wagte er sich in Gedanken nicht auszumalen.

Zweimal während dieser Zeit machte Amtmann Wunderlich einen kurzen Besuch auf dem Oekonomiehof, das erste Mal allein, das zweite Mal in Begleitung Theophil's, der sich gewaltig in die Brust warf und viele lateinische Redensarten verbrauchte, um dem Bruder durch sein enormes Wissen zu imponiren. Er hütete sich jedoch, im Beisein des Vaters oder in Gegenwart des grämlichen Hofbesitzers mit seiner Gelehrsamkeit zu prahlen, da er besorgte, er könne von dem einen wie von dem andern in unliebsamer Weise zurecht gewiesen werden.

Bei dem zweiten Besuch des Amtmanns zog dieser nicht blos Erkundigungen über das Verhalten seines ältesten Sohnes ein, sondern äußerte auch den Wunsch, Spahnzel seines Aufpasserdienstes wieder enthoben zu sehen. Das Zeugniß, welches Bieberloh Franz ausstellte, lautete sehr gut, der Wunsch des Amtmanns aber kam ihm sehr ungelegen, denn das Ziel, dem er zustrebte, war trotz der Wachsamkeit des Tausendkünstlers noch nicht erreicht.

„Entbehren Sie den Menschen persönlich?“ fragte Bieberloh mürrisch. „Ich bedarf seiner noch und bin erbötig, auf alle Forderungen, die er macht, einzugehen. Klage über ungehörige Behandlung kann er unmöglich führen.“

„Spahnzel hat niemals geklagt, Herr Bieberloh“, erwiderte der Amtmann. „Wenn ich ihn zu uns möchte zurückkehren sehen, so spreche ich als Vertreter der Gemeinde. Der Herbst naht heran und mit den kürzer werdenden Tagen wächst die Unsicherheit. Man hat vor wenigen Tagen schon wieder Brandbriefe gefunden. Die Aufmerksamkeit des Nachts muß also verdoppelt werden, und das Aufpassen und Belauern herumschleichenden Gesindels versteht Keiner so gut wie dieser pfiffige Nichtsnutz.“

„Lassen Sie mir den Graukopf bis zum October“, sagte Bieberloh. „Um diese Zeit wechsele ich einige meiner Leute, und unter denen, die ich engagirt habe, befindet sich einer, der wenigstens bis zu einem gewissen Grade den Alten ersetzen dürfte. Für den Hof bleibt mir ja unter allen Umständen Ihr Sohn. Junge Leute, die sich frühzeitig fühlen lernen dadurch, daß man Wichtiges in ihre Hände legt, werden die tüchtigsten Haushalter. Ich darf Ihnen aufrichtig gratuliren.“

Dem Amtmann schmeichelte dies Geständniß des erfahrenen Oekonomen nicht wenig und mit Genugthuung blickte er auf Franz, der ihm in jeder Hinsicht Ehre zu machen versprach. Bieberloh's Gesuch ließ sich nicht, ohne unfreundlich zu erscheinen, abschlagen, und so sagte denn der geschmeichelte Amtmann ohne langes Besinnen zu.

Kurz vor dem Heimgehen rief Bieberloh unaufgefordert den fleißigen Eleven, damit er sich noch einige Zeit mit Vater und Bruder unterhalten könne. Franz merkte es dem Gesichtsausdruck seines Vaters an, daß Bieberloh ihn gelobt haben müsse, und dies gab ihm Muth und hob sein Selbstgefühl. Die Empfindung einer gewissen Gedrücktheit, die Franz in Gegenwart des Vaters gewöhnlich zu beschleichen pflegte, weil er stets scharfen Tadel vernehmen mußte, stellte sich heute nicht ein. Er sah frei und froh in die Welt und sagte sich im Stillen, daß er bereits etwas vorstelle und seinen Platz besser ausfülle als mancher Andere, der den Kopf über die Maßen hoch trug.

„Gelehrt wird Ihr Sohn auch", flocht Bieberloh, im Zimmer auf und nieder schlürfend und starke Rauchwolken seiner Meerschaumpfeife entlockend, ein. „Ich habe bemerkt, daſt er viel und rührig schreibt, wenn ihm sonst nichts zu thun obliegt. Ich kann das nur

billigen. Ein praktischer Landwirth muß sich über Alles, was er selbst thut oder was er Andere thun sieht, Rechenschaft zu geben wissen. Dazu aber kommt man am sichersten, wenn man seine Gedanken zu Papier bringt."

Amtmann Wunderlich, der seinen Aeltesten nie als einen schreibseligen Menschen gekannt hatte, setzte voraus, daß Bieberloh die Wahrheit sage, in welcher Annahme er noch bestärkt wurde durch die Verlegenheit, die Franz' Wangen mit tiefem Incarnat überzog. Wohlwollend blickte er auf den ganz Verwirrten, stieß ihn derb mit dem Finger an und sagte:

„Sobald ich Zeit gewinne, werde ich mir Deine Schreibereien zeigen lassen. Ich bin begierig zu sehen, wie Du jetzt stilisirst. Früher warst Du darin kein Meister. Aber was der Mensch gern thut, das gelingt ihm auch gewöhnlich."

Franz stand mit niedergeschlagenen Augen vor dem Vater und war auch nicht im Stande, ihn anzusehen. Hätte ihn Jemand dazu genöthigt, so würde der scharfsichtige Amtmann an seinem Blick errathen haben, daß seine fleißige Federführung mit seinem Beruf gar nichts zu schaffen habe. Dank indeß den vielen Lobsprüchen Bieberloh's tauchte auch bei dem starken Erröthen seines Sohnes nicht der leiseste Argwohn in Vater

Wunderlich's Seele auf. Deshalb übersah er auch das verfängliche Anzeichen des Zitterns, von dem Franz bei starker Erregung immer befallen wurde. Er schied sehr befriedigt von Bieberloh, winkte Franz zurück, als dieser ihm das Geleit bis zur großen Pforte des Hofs geben wollte, und rief ihm von ferne noch zu:

„An die Arbeit, lieber Sohn! Und sieh Dich vor, daß Du keine orthographischen Schnitzer machst! Höchstens lasse ich einen lapsus calami ohne Rüge durchgehen."

Franz ging wie betäubt auf sein Zimmer. Daß auch Bieberloh gerade auf diesen unglücklichen Einfall kommen mußte! Was konnte ihm das glänzendste Zeugniß des guten Mannes helfen, wenn der Vater darauf bestand, seine schriftlichen Arbeiten zu sehen! Und dies Verlangen konnte der einmal neugierig gemachte Amtmann jeden Tag an ihn stellen.

In seiner Angst wollte er sich sogleich hinsetzen und über irgend ein ihm geläufiges landwirthschaftliches Thema seine Gedanken niederschreiben. Leider aber bemerkte er, daß er gar keine Gedanken habe. Nicht einmal einen Satz brachte er zu Stande. Und der Vater erwartete jedenfalls bogenlange Ausarbeitungen.

„Das ist zum Davonlaufen oder gar zum Tollwerden!" rief er endlich verzweiflungsvoll aus, warf

die Feder weg, zerriß das Papier und stützte den glühend heißen Kopf in die Hand, finster vor sich hingrübelnd, ohne Rettung aus seiner Noth zu finden. So übereilte ihn der hereinbrechende Abend, der ihm diesmal eine Nacht voll schwerer, schrecklicher Träume verhieß.

Sechstes Kapitel.

Bekümmernisse hüben und drüben. — Franz wird Waidmann. — Ein todter Mann richtet großes Unglück an.

Es waren schwere Tage, die Franz verlebte. Die Angst, welche ihn nicht mehr verließ, blieb nicht ohne Einfluß auf sein Befinden. Er verlor den Appetit, fühlte sich schwach und bekam das Aussehen eines Menschen, der mit einer aufkeimenden Krankheit ringt. Bieberloh gewahrte diese Veränderung und glaubte, der stets thätige junge Mensch möge sich durch zu angestrengtes Arbeiten übernommen haben. Das that ihm leid, und weil er schon aus Egoismus gerade jetzt Franz ungern entbehrt hätte, empfahl er ihm mehr Ruhe und untersagte ihm ausdrücklich alles Arbeiten mit dem Kopfe.

„Vieles Schreiben taugt überhaupt nicht", setzte er er zur Erklärung und Rechtfertigung seines Verbots

hinzu. „Sieh Dir doch das Schreibervolk an und nimm Dir ein Beispiel an diesen blaßwangigen, schwachbrüstigen und blödäugigen Jammergestalten! Gib solchem Federfuchser eine Axt in die Hand oder nöthige ihn, den Pflug zu führen, und Du wirst sehen, daß er die Axt nicht schwingen, den Pflug selbst in leichtem Boden nicht regieren kann. Darum that Dein Vater, der überhaupt ein ganzer Mann ist, wohl, daß er Dich von Jugend auf zu starker körperlicher Bewegung, die Muskeln und Nerven stählt, anhielt. Also Schonung, Franz, alle Schreibereien beiseite legen und Waldluft einathmen! Ich werde Dich bei Deinem Vater entschuldigen, wenn er nach Deinen Aufsätzen fragen sollte. In den nächsten Tagen sollst Du mein Begleiter auf allen Pirschgängen sein. Ein rechter Oekonom muß mit einer Jagdflinte ebenso gut umzugehen verstehen wie mit Pflug und Egge. Von mir sollst Du lernen, wie man das Wild am leichtesten beschleicht und aufgescheuchtes in den Schuß bekommt."

Wurde Franz in diesen wohlwollenden Worten auch kein Radicalmittel gegen die Bekümmernisse und Sorgen dargereicht, die ihn drückten und halb krank machten, so verschafften sie ihm doch Erleichterung. Er gewann Zeit und der Vater durfte ihn, mochte er auch noch so neugierig sein, nicht drängen. Aber das Ver-

bot Bieberloh's hatte noch eine andere Folge, die Franz weniger zusagte; es legte vorerst seine ganze Correspondenz mit Henrietten lahm, und was aus so plötzlichem Abbruch des brieflichen Verkehrs entstehen konnte, ließ sich nicht voraussehen. Dennoch war Franz seinem Lehrherrn aufrichtig dankbar, daß er ihn durch seine unerwartete Theilnahme aus der nächsten Noth errettete, versprach den erhaltenen Weisungen pünktlich nachzuleben und hielt Wort.

Die veränderte Beschäftigung des jungen Eleven bedingte natürlich auch eine andere Lebensweise desselben. Bisher war Franz, besonders seit Bieberloh's Krankheit, sein eigener Herr gewesen. Niemand schrieb ihm direct vor, was er zuerst thun sollte; ward nur Alles beschafft, was der Besitzer des Oekonomiehofs verlangte, so konnte sich Franz die ihm obliegenden Arbeiten nach Belieben eintheilen.

Das hörte jetzt auf. Als bevorzugter Begleiter Bieberloh's auf dessen Pirschgängen mußte er diesem ohne Widerrede folgen, wohin er ihn führte. Wollte doch der Gutsherr den jungen Menschen aus ganz besonderer Zuneigung in die Geheimnisse und Reize des edlen Waidwerks einweihen. Infolge dieser Begünstigung konnte Franz über keine Viertelstunde seiner Zeit verfügen und war mithin nicht im Stande, ein

einziges Mal während einer ganzen Woche sich in der Nähe des Grenzrains sehen zu lassen. Das Jagdgebiet des Oekonomiehofs lag gerade auf der entgegengesetzten Seite und dahin führte jetzt Bieberloh seinen Lehrling Tag für Tag, da er auf verdächtige Spuren von Waldfrevel stieß und es ihn nach Ergreifung eines solchen Uebelthäters, der nach seinem Dafürhalten nur ein Fremder sein konnte, wahrhaft gelüstete.

Henriette, welche von den Vorgängen im Oekonomiehofe keine Ahnung haben konnte, machte allabendlich, wenn es die Witterung erlaubte, ihren gewohnten Spaziergang mit Eugenien. Das Wetter war, wie oft zu Anfange des Herbstes, anhaltend schön und mild, und sie konnte deshalb gar nicht begreifen, weshalb Franz sich nicht blicken ließ. Die ersten Tage schritt sie am Arme Eugeniens den langen Rain entlang, bis der hereindunkelnde Abend die Mädchen zur Heimkehr zwang. Noch vermutheten beide nichts Arges und waren deshalb guten Muthes. Als aber der vierte Abend wie die drei vorigen verging, so sehr auch die helle Luft zu einem Gange ins Freie auffordern mußte, ließ Henriette das feine Köpfchen sinken und begann bitterlich zu weinen.

„Es ist ihm ein Unglück begegnet, gib Acht!“ sprach sie zu Eugenie, die ihr beruhigend zusprach. „Umsonst

läßt uns Dein Bruder nicht Abend für Abend warten. Wäre er wohl, so hätte er geschrieben, daß er abgehalten sei. Er kann nicht schreiben, weil er vielleicht mit dem Pferde gestürzt ist und Arme und Beine gebrochen hat! Ach, und der Vater wird gern ärgerlich, wenn Jemand in seinem Dienste Unglück hat! Ist einem solchen Verunglückten nur die geringste Unvorsichtigkeit zur Last zu legen, so zankt er ihn noch aus, statt ihn zu bedauern. Darin kann der Vater unter Umständen geradezu hart sein."

Eugenie war über das Ausbleiben ihres Bruders ebenfalls bestürzt und konnte sich dasselbe um so weniger erklären, als der Vater bei seiner Zurückkunft von Ziedersdorf das kräftige, kerngesunde Aussehen des Sohnes gegen die Mutter laut gerühmt hatte. Weil sie aber Henriettens Angst nicht noch vermehren wollte, suchte sie das Ausbleiben des Bruders durch vermehrte Arbeit zu erklären.

„Vielleicht hat auch Herr Bieberloh meinen Bruder in Geschäften verreisen lassen", sagte sie begütigend. „Er vertraut Franz etwas an, und er darf es, denn zu solchen Geschäften ist er wie geschaffen."

„Dann hätte er doch an Dich schreiben sollen", warf Henriette zweifelnd ein. „Er weiß doch, daß wir uns ängstigen."

„Am Ende finden wir beim Nachhausekommen einige Zeilen von ihm vor", entgegnete Eugenie tröstend. „Zuverlässige Boten sind nicht immer zu haben, und letzthin erst bemerkte ich dem Bruder in meinem Schreiben, daß es mir scheine, die Mutter werde unserer Correspondenz wegen neugierig. Das kann ihn auch abgehalten haben."

„Vom Schreiben allenfalls, nicht vom Spazierengehen", erwiderte Henriette. „Ich werde nicht ruhig, bis ich weiß, wie es ihm geht! Es läßt sich auch keine Seele vom ganzen Hofe sehen."

„Die Leute sind eben alle beschäftigt", sagte Eugenie. „Damit Du aber nicht krank wirst vor Angst und Sehnsucht, will ich sehen, daß ich morgen der schwatzhaften Botenfrau ein paar unverfängliche Zeilen mitgeben kann. Mit einer halben Buttersemmel und einer Tasse Kaffee gewinne ich sie wohl für den kleinen Umweg."

Henriette drückte Eugenien dankend die Hand und erschien wenigstens äußerlich ruhig. Es war übrigens hohe Zeit, daß die beiden Freundinnen wieder den Amthof betraten. Vater Wunderlich hatte schon nach ihnen gefragt, und Frau Adelheid, die keine Auskunft geben konnte, wollte eben die alte Martha ihnen entgegenschicken.

„Ei, ei, Ihr leichtsinnigen Geschöpfe“, rief sie den Eintretenden entgegen, „wie mögt Ihr allein so lange im freien Felde herumlaufen! Der Vater hat mich gescholten, daß ich Euch in letzter Zeit zu viel Freiheit lasse, und ich muß ihm Recht geben. Macht Euch gefaßt, daß Ihr einige Tage Haus- oder doch Gartenarrest bekommt!“

Sie musterte beide Mädchen ziemlich streng, um zu sehen, ob ihnen während des Spaziergangs vielleicht ein Brief des Bruders überbracht worden sei, der sie so lange beschäftigt habe. Erst als sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ihr Verdacht sich nicht bestätige, blickte sie freundlicher und versprach, für sie bei dem Vater, falls es nöthig sein sollte, ein Fürwort einlegen zu wollen.

Frau Adelheid besaß einen scharfen Blick und beobachtete ihre Umgebung weit mehr, als diese vermuthete. Es war ihr daher die Veränderung in Henriettens Wesen, das immer einfach, natürlich und von innerlicher Fröhlichkeit getragen war, nicht entgangen und machte sie nachdenklich, und obwohl die in einfachen Verhältnissen lebende Frau durchaus nicht das hatte, was man Welt nennt, so besaß sie doch genug angeborene Frauenklugheit, um zu errathen, daß ihre anmuthige Pflegetochter ein Herzeleid ver-

borgen mit sich herumtrage. Sie beobachtete schärfer und entdeckte bald die Quelle, aus welcher des jungen Mädchens stiller Trübsinn floß. Die Mittheilung des Amtmanns über den fleißig mit der Feder arbeitenden Sohn trug wesentlich zu dieser Entdeckung bei. Aber sie mußte Gewißheit haben, ehe sie einen Entschluß fassen konnte. Vielleicht war es nur eine harmlose Spielerei, die, zur Gewohnheit geworden, jetzt, wo sie plötzlich aufgehört hatte, das unschuldige Kind betrübte.

Um kein Unheil anzustiften, war es vor allem nöthig, daß der Amtmann nicht in Henriettens Seele las. Es hätte das leicht eine heftige Scene herbeiführen können, die wahrscheinlich Verweisung des jungen Mädchens aus dem Amthofe und die Zurückberufung des vorwitzigen und leichtsinnigen Franz vom Oekonomiehofe zur Folge gehabt haben würde.

Die Combinationen der ahnungsvollen Mutter ließen Adelheid den Zusammenhang der Dinge ziemlich richtig errathen. Sie kannte von früherher die Abneigung ihres ältesten Sohnes gegen Alles, was man Studiren nennt. Franz konnte sehr fleißig sein, nur mit Büchern, was sie auch enthalten mochten, gab er sich nicht gern ab, und schriftliche Arbeiten waren niemals seine starke Seite gewesen. Und nun sollte er sich plötzlich aufs Schreiben gelegt haben?

Der umsichtigen Mutter war diese unerwartete Eröffnung ihres Gatten, der sich dieses Fortschritts seines Sohnes aufrichtig freute, gleich etwas verdächtig vorgekommen. Jetzt, wo Franz nichts von sich hören ließ, errieth sie den Zusammenhang und ging im Stillen mit sich zu Rathe, was wohl zu thun sei, um zwei junge Herzen vor Irrungen sicher zu stellen.

Am nächsten Tage wußte Adelheid Eugenie und Henriette so zu beschäftigen, daß der abendliche Spaziergang von selbst wegfiel. Es dunkelte, ehe die Hausarbeiten, an denen sich die beiden Mädchen zu betheiligen hatten, beendigt waren. Während des ganzen Tags betrat Niemand den Amthof, mit welchem Adelheid nicht Worte gewechselt hätte. Weder Eugenien noch Henrietten blieb Zeit, mit irgend einem der im Hause Verkehrenden unbeobachtet zu sprechen. Aus Ziedersdorf traf auch an diesem Tage keine Antwort ein.

So verlief die ganze Woche und die Hälfte der nächsten. Eugenie erhielt kein Schreiben und die Mutter sorgte dafür, daß die Tochter keine Zeit fand, dem Bruder brieflich ihr Herz auszuschütten. Henriette dagegen durfte mehr wie gewöhnlich sich selbst leben, nur gab Adelheid nicht zu, daß sie allein blieb. Das so beobachtete Mädchen war unter diesen Umständen genöthigt, sich unausgesetzt den härtesten Zwang anzuthun,

was ihm auch glückte, nicht aber ohne dem schwerbekümmerten Herzen durch häufiges halblautes Seufzen Luft zu machen.

Dies verrätherische Seufzen und die leicht gerötheten Augenlider, mit denen Henriette schon seit einigen Morgen am Frühstückstische erschien, wollte Adelheid zu Fragen benutzen, die nicht unbeantwortet bleiben konnten. Und daß mütterlich sanftes Zureden dem geängstigten Mädchen ohne große Schwierigkeiten ein offenes Geständniß entlocken werde, glaubte Adelheid annehmen zu dürfen.

Ohne Zweifel wäre es dazu gekommen, wenn nicht ein unvorhergesehener Zwischenfall den klug ausgedachten Plan der Amtmannsfrau, der sich geräuschlos zu einer vollendeten Thatsache zuspitzen sollte, gänzlich zerstört hätte.

Es geschieht häufig, daß schöne, heitere Tage zu Anfange des Herbstes in gebirgigen Gegenden von recht empfindlich kalten Nächten begleitet sind. Es fällt dann nicht blos starker Reif, es friert auch Eis, und wer im Freien übernachten muß, kann Gesundheit und Leben aufs Spiel setzen.

Solche scharfkalte Nächte, denen sich noch ein schneidender Nordwind zugesellte, waren nach der sommerlich milden Luft der letzten Tage eingetreten, hatten

das Laub von den Kastanienbäumen und Ulmen geschüttelt und der ganzen Landschaft eine winterliche Färbung gegeben. Jägern kam dieses Wetter sehr erwünscht, weshalb der Besitzer des Oekonomiehofs die meiste Zeit des Tages mit Franz durch sein Revier streifte und manchen guten Schuß that. Der junge Wunderlich besaß zwar ein scharfes Auge und durfte sich auch einer sichern Hand rühmen, dennoch stand er als Schütze seinem Lehrherrn, der große Uebung besaß, weit nach. Schon an sich war ihm die Handhabung der Büchse, die ihm Bieberloh überreichte, etwas ganz Neues; dann wollte ihm die richtige Benutzung des Visirs nicht recht glücken, und endlich wallte nicht das ruhige Blut des Jägers durch seine Adern. Henriettens liebliche Gestalt schwebte oft über einem Hasen, auf den er anlegen sollte, und wenn der ungeübte, zaghafte Schütze unter solchen Umständen fast immer fehlte, war dies leicht erklärlich. Einige glückliche Schüsse aber gelangen Franz weniger durch sein Verdienst als durch Zufall, und Herr Bieberloh war generös genug, ihm das erlegte Wild mit der Bemerkung zu schenken, er möge dasselbe seinen Aeltern senden.

Eine bessere Gelegenheit, sich bei Henrietten zu entschuldigen und ihr zugleich die Veranlassung seines so langen gezwungenen Schweigens mitzutheilen, konnte

Franz nicht geboten werden. Bieberloh fand es gerechtfertigt, daß der junge Schütze die beiden feisten Hasen nicht ohne Begleitschreiben an seinen Vater senden wollte. Auch war er mit der Wahl des Boten, die selbstverständlich auf Spahnzel fiel, wohl zufrieden. Urlaub jedoch gab er dem Tausendkünstler nicht, weil er dessen Dienste als Aufpasser jetzt besonders hoch anschlug. Erst nach beendigtem Wachdienst, der für Spahnzel beim Schreien der Hähne aufhörte, sollte er die Jagdbeute von Franz nebst dessen Brief nach dem Amthofe tragen, um bei Aufgang der Sonne wieder am Platze zu sein.

Franz opferte eine halbe Nacht, um Henrietten ausführlich über die Erlebnisse der letzten Tage Bericht zu erstatten, gab seinem Vertrauensmanne genaue Instructionen, wie er den höchst wichtigen Brief durch Martha an Eugenie gelangen lassen sollte, und überließ sich, nachdem Alles aufs beste geordnet war, in glücklicher Sorglosigkeit dem Schlafe des Gerechten.

Wir kennen Spahnzel als einen treuen und zuverlässigen Mann, der für Franz eine ganz besondere Vorliebe hatte. Der vertrauliche Brief desselben ruhte also in den besten Händen.

„Ich bringe Antwort zurück, wenn ich Deine Schwester selber zu Gesicht bekomme“, sagte er zu Franz,

den Brief unter seiner Weste verbergend, um ihn recht sicher aufzuheben. „Läßt sich Eugenie nicht sehen, so horche ich Martha aus. Die alte Hausunke weiß ja um Alles Bescheid."

Unmittelbar nach abgehaltener Wacht, die resultatlos wie immer verlief, trat Spahnzel seinen Botengang an. Der Brief an den Amtmann steckte in der schadhaften Westentasche, das lange Schreiben an Henriette ruhte auf seiner Brust. Ueber der Schulter trug er die beiden von Franz erlegten Hasen, mit den Läuften zusammengebunden.

Es hatte stark gefroren, der Himmel war mit Wolken bedeckt und der Wind strich recht winterlich über die kahlen Stoppelfelder. Um möglichst wenig Zeit zu verlieren, schlug Spahnzel den geradesten Weg quer über die Felder ein; weil es aber noch sehr dunkel, ja beinahe finster war und er über frischgepflügte Aecker ging, stolperte er oft, kam ein paarmal ins Taumeln und wäre bei einem Haare gefallen.

Als er unfern der Grenze das Wäldchen vor sich liegen sah, an dessen Südrande der Fußpfad durch die Wiesen nach den höher gelegenen Feldern sich hinzog, kam es ihm vor, als trage der Wind ihm stöhnende Laute entgegen. Er drehte sich um, hielt die Hand vors Ohr und horchte. Aber nur der Wind rauschte

in den Aesten, die sich knarrend an einander rieben. Er ging rasch fürbaß, überschritt den Bach, an dessen Rändern sich Eis angesetzt hatte, und bog nach der tiefsten Stelle der leichten Thalsenkung ab, die immer feucht, in nassen Jahren selbst sumpfig und des bequemern Durchschreitens wegen mit Steinen belegt war, die man sprungweise erreichen konnte. Zur Seite dieser Steine lag etwas Dunkles, ein großes Bündel dem Anscheine nach. Spahnzel, neugierig gemacht, sprang unvorsichtig, glitt auf dem bereiften Steine aus und fiel. Er schrammte sich die Hand und rollte dabei über den dunkeln Gegenstand, ein paar Schritte über brüchiges Eis fortpolternd.

„Was zum Henker kann das sein!" rief er aus, raffte sich auf, gewahrte zu seinen Füßen einen Schlapphut und starrte in die bleichen Züge eines Mannes, der regungslos neben den Schrittsteinen lag.

Spahnzel beugte sich über ihn und begann ihn heftig zu schütteln. Umsonst. Der Fremde bewegte sich weder, noch gab er einen Laut von sich. Seine Hände waren kalt, seine Glieder steif. Der Unglückliche mußte in der Nacht gefallen oder vor Müdigkeit eingeschlafen sein und war dann offenbar erfroren, wenn nicht vielleicht schon vorher ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht hatte.

Etwas Unangenehmeres als just die Auffindung einer Leiche hätte dem Tausendkünstler gar nicht begegnen können. Er war verpflichtet, ungesäumt dem Amtmann von dieser Entdeckung Anzeige zu machen, denn diesem lag es ob, sich an Ort und Stelle zu verfügen, die Aufnahme der Leiche anzuordnen und den Todesursachen nachzuforschen.

„Eine dumme Geschichte!" brummte Spahnzel vor sich hin, wickelte ein Tuch um die geschrammte, blutende Hand und heftete noch einen Blick auf den erstarrten Leichnam, dessen Kleidung den Fremdling verrieth. „Ich glaube wahrhaftig, der Kerl ist ein Ungar!" fuhr er fort und schüttelte sich, als fröre ihn in der scharfen Luft. „Wenn das der gesuchte Cujon wäre! Sieh', sieh, da könnte der Herr Amtmann ein schönes Stück Arbeit bekommen! Ich aber will mir gewiß an diesem Teufelsbraten nicht die Finger verbrennen!"

In leicht verzeihlicher Aufregung, die ihn nicht mehr an die ihm anvertrauten Briefe denken ließ — denn wer kann ruhig bleiben, wenn er über eine Leiche stolpert! — eilte Spahnzel dem Amthofe zu. Er merkte nicht, daß er beim Falle die Hasen verloren hatte, die Franz seinen Aeltern als Präsent überschickte. Erst als er der ihm entgegenkommenden Martha die ge=

machte Entdeckung flüchtig mittheilte und nach dem Amtmann fragte, um diesem den Brief des Sohnes einzuhändigen, gewahrte er seinen Verlust.

„So schlag' das Wetter in die ganze Geschichte!" rief er unwirsch. „Das gibt heute einen richtigen Unglückstag! Indeß geht nur kein Anderer früh übers Feld, so finden sich die Hasen wohl wieder. Wenn nur die Frau Amtmännin nicht gar zu eigen ist und sie abweist, weil sie bei einem Todten gelegen haben! Wecke Eugenie in aller Stille und wispere ihr ins Ohr, ich müsse sie nachher nothwendig sprechen."

Die letzten Worte waren an Martha gerichtet, die denn auch unverweilt die Treppe hinaufhuschte, um die älteste Tochter des Hauses zu wecken. Mittlerweile trat Spahnzel in die Amtsstube, wo sich auch der Amtmann alsbald einfand und mit großem Interesse die Anzeige des Tausendkünstlers vernahm. Der Brief seines Sohnes ruhte währenddessen unerbrochen in seiner Hand. Erst als er einige Fragen an den Boten gerichtet und gleichzeitig dem Amtsdiener befohlen hatte, auf der Stelle für ein Fuhrwerk zu sorgen, öffnete er ihn, um sich mit dem Inhalte desselben bekannt zu machen. Das Fehlen des Wildprets, wegen dessen sich Spahnzel entschuldigte, stimmte ihn heiter, und daß Franz eine Jagdflinte bereits mit so entschiedenem

Geschick zu gebrauchen verstand, machte ihn stolz auf den Sohn und ließ ihn den Kopf höher tragen.

„Soll ich den Herrn Amtmann auch begleiten?" fragte der Graukopf, der plötzlich die Farbe wechselte und seine Kleidung auf allen Seiten befühlte.

„Hast Du noch etwas außer den Hasen verloren?" fragte der Amtmann und fixirte den Boten, dessen ganzes Wesen ihm verdächtig vorkam. „Große Kostbarkeiten pflegst Du für gewöhnlich doch nicht bei Dir zu tragen."

„Meiner Seel', nein, Herr Amtmann, ein Andenken aber gilt auch dem gemeinen Manne mehr wie die größte Kostbarkeit, und ein solches ist mir unterwegs abhanden gekommen. Wenn der Herr Amtmann erlauben, gehe ich rasch zurück nach der Telle; vielleicht glückt es mir, es wieder zu finden."

„Spute Dich, ich komme nach, sobald der Wagen parat ist! Bei dem Todten warte auf mich, denn bei der Aufhebung desselben mußt Du zugegen sein."

„Dummkopf!" rief Spahnzel aus, über den Hof mehr springend als gehend, indem er sich mit der geballten Faust vor den Kopf schlug. „Wie konnte ich Esel nicht an den Brief des wackern Pagen denken, als ich über den erfrorenen Ungar hinpurzelte. Gott gebe nur, daß sich das Schreiben bei dem Todten vor-

findet, sonst habe ich die Freundschaft des jungen Herrn, der mit ganz gescheidten Gedanken umzugehen scheint, für immer verscherzt."

Wenige Minuten später bestieg der Amtmann, von seinem Schreiber und dem Amtsdiener begleitet, einen schlechten Bauerwagen, wie man sie zu Sandfuhren gebraucht, denn ein besseres Gefährt war in der Eile nicht aufzutreiben. Er hatte gerade noch Zeit, den Morgengruß Eugeniens zu erwidern, die sich verwundert nach dem Vertrauten ihres Bruders umsah und in nicht geringe Unruhe gerieth, als sie hörte, Spahnzel habe ganz plötzlich und Hals über Kopf den Amthof verlassen.

War das Fuhrwerk, welches den Amtmann und dessen Begleiter trug, ebenso schlecht als unbequem, so waren die jungen Pferde, welche der Bauer vorgelegt hatte, desto besser. Dieser mußte seine ganze Kraft und Geschicklichkeit aufbieten, um sie zu zügeln und zu leiten. Dennoch jagten sie immer in vollem Galopp den holprigen Communicationsweg hinauf, daß der Wagen häufig auf drei Rädern tanzte und die darauf Sitzenden Stöße bekamen, daß sie alle Glieder schmerzten. Dies wilde Jagen brachte den Amtmann eine Viertelstunde früher an die Unglücksstätte als Spahnzel, welcher, die Augen auf den Boden geheftet,

vorsichtig zurückging, um den Brief nicht zu übersehen, wenn er ihn etwa erst später verloren haben sollte.

Bei dem Todten angekommen, umschritt diesen der gelehrte Jurist, betrachtete das mit blaurothen Flecken bedeckte Gesicht, befühlte die kalten, steifen Hände und urtheilte nach allen vorhandenen Anzeichen, daß der fremde Mann, der zweifellos aus Ungarn stammte, infolge zu reichlich genossener Spirituosen wahrscheinlich auf einen der Schrittsteine gefallen, vom Schlafe überrascht worden und in der kalten Nacht erfroren sei. Die Stätte, wo der Todte lag, genauer betrachtend, entdeckte Amtmann Wunderlich sehr bald in einer Vertiefung die Jagdbeute seines Sohnes und unter dem breiten Hute des Ungars ein vom Reif feucht gewordenes Schreiben, das er unbesehen — lesen konnte man noch nicht — zu sich steckte, indem er mit wichtiger Miene dem Schreiber zuwinkte und nichts als die Worte sagte: „Ein corpus delicti, das uns wichtige Aufschlüsse geben kann!“

Er schrieb darauf einige Notizen in seine Schreibtafel, beauftragte den Amtsdiener, Wache bei dem Verunglückten zu halten, bis er ihn durch einen Andern ablösen lasse, und bestieg in dem Augenblicke, als Spahnzel die Unglücksstätte erreichte, den Marterwagen wieder.

„Hast Du Dein Andenken gefunden?“ fragte er den sehr verdrießlich aussehenden Alten und zeigte ihm die Hasen. „Ich hatte Glück. Die beiden Herren Lampe sollen uns gebraten vortrefflich schmecken!“

Spahnzel schüttelte mürrisch den Kopf und setzte sein Suchen in der Nähe des Todten emsig fort. Wie oft er aber auch jedes zertretene Stück Eis umkehrte, den Hut des Todten betrachtete, diesen selbst vorsichtig aufhob und links wie rechts die festgefrorene Erde durchsuchte, der Brief, den ihm Franz so warm empfohlen hatte, war und blieb verschwunden.

Siebentes Kapitel.

Zorn des Vaters und Schlauheit der Mutter.

„Was dem Vater wohl zugestoßen sein mag?“ sagte Eugenie bestürzt zu Henrietten, welche mit Zusammenlegen der Wäsche beschäftigt war, um sie auf die Rolle zu bringen. „So aufgeregt und ganz außer sich sah ich ihn noch nie. Ich glaube, er hat mich gar nicht erkannt, denn wäre ich nicht beiseite getreten, so würde er mich umgerannt haben. Nun höre, wie er auftritt! Wenn das noch die alten Dielen wären, da möchte ich die Bescherung sehen! Daß auch der dumme Kerl, der mir Nachricht von Franz bringen wollte, fortgelaufen ist, ohne mir ein Wort zu sagen! Es ist doch auf keinen Menschen mehr Verlaß!“

Jettchen seufzte, zerdrückte eine Thräne zwischen den Wimpern und horchte auf die schweren Tritte des

Amtmanns im Familienzimmer, dem sich manchmal das Geräusch eines unsanft angestoßenen oder gerückten Stuhls beigesellte.

„Holla!“ rief es plötzlich so laut, daß die Mädchen erschrocken zusammenfuhren, und eine Faust schlug hart und ungeduldig auf die Tischplatte. „Wo steckst Du, Mutter? Soll ich mich allein zu Schanden ärgern? Solche Brut!“

Eugenie erlaubte sich die Thür zu öffnen und dem erzürnten Vater, ohne sich selbst sehen zu lassen, durch den Spalt zuzurufen: „Die Mutter wird gleich kommen; sie ist auf dem Boden, um das Mehl umzurühren, damit es nicht dumpfig wird.“

Amtmann Wunderlich setzte sein stampfendes Auf- und Niedergehen im Zimmer fort und hantierte dabei mit den alten Mobilien, als habe er Lust, sie allesammt kurz und klein zu schlagen. Eugenie rief ängstlich die Mutter, und diese ließ sich auch bald auf ihren klappenden Pantoffeln hören. An den jungen Mädchen vorüberfahrend, trat sie, heiter wie immer, in die neugedielte Wohnstube.

Der Amtmann richtete sich hoch auf, als er seine Frau erblickte, und zeigte dieser ein zinnoberrothes Gesicht mit stark angeschwollener Stirnader.

„Mein Gott, bist Du unwohl, Vater?“ rief Adel-

heid und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Du hast Dich über den Todten entsetzt! Gewiß sah er recht grauslich aus.“

„Geärgert habe ich mich und ärgere mich noch, und das über Lebende“, erwiderte Vater Wunderlich, „und wenn mich noch heute der Schlag trifft und in die Ewigkeit befördert, so werde ich's ganz natürlich finden! Solche heuchlerische Schmeichelkatzen! Na, seht Euch vor, daß ich Euch die Sammtpfötchen nicht unbarmherzig zerquetsche!“

„Schmeichelkatzen? Heuchler?“ wiederholte Frau Adelheid und suchte vergeblich in den Zügen des zornrothen Gesichts ihres Gatten zu lesen. „Ist's ein verkleidetes Frauenzimmer, das sich nur todt gestellt hat?“

„Schöne Geschichten!“ fuhr der Amtmann fort, die Frage seiner Frau gar nicht beachtend. „Wüßte ich nur, was ich mit der Bagage anfangen sollte! Sie abprügeln lassen oder an den Pranger stellen? Verdient hätten sie's reichlich!“

„So laß mich doch endlich wissen, wer Dich so unerhört aufgebracht hat!“ sagte Frau Adelheid.

Der Amtmann blieb stehen, stützte sich auf eine Stuhllehne, daß sie bedenklich knackte, und sprach:

„Was hältst Du eigentlich von Deinem großen Herrn Jungen, der in allen Dingen wunderbare Fort-

schritte macht und ein wahrer Tausendsasa zu werden verspricht? Ich hätte dem Bengel solche Talente nicht zugetraut. Fährt er so fort, dann kann er's weit bringen. Was für ein Schreibvirtuose ist der bespornte Dreckfink geworden, der Hasen wegknallt und Böcke schießt zum Entzücken! Da sieh Dir einmal diesen Wisch an!"

Adelheid schwamm es vor den Augen, als sie ihren Gatten ein Schreiben auf den Tisch werfen sah, das die ihr wohlbekannten Schriftzüge ihres Erstgeborenen trug.

„Du mußt dies propre Schriftstück mit Aufmerksamkeit lesen, wenn Du den rechten Genuß davon haben willst", fuhr er fort, „denn ich sage Dir, es ist ein Blitzjunge, in dem sich eine ganze Hecke von Teufeleien versteckt! Und das schweigsame sanfte Täubchen! Wie das wohl schnäbeln mag! Na, Gott gnade Euch, wenn ich ans Revidiren gehe und kraft meines Amts gründliche Haussuchung halte! Wie hoch wohl Herr Bieberloh springen wird, wenn er Einsicht erhält in diese charmante Liebesgeschichte?"

Frau Adelheid hätte den Brief ihres Sohnes an Henriette nicht verbotenus zu lesen gebraucht, denn was darin stehen mußte, ließ sich aus den Aeußerungen des erbitterten Vaters errathen. Sie that es aber

doch, theils aus mütterlichem Pflichtgefühl, theils aus Liebe zu Franz; denn es wollte ihr nicht einleuchten, daß Franz etwas wirklich Schlechtes gethan haben sollte, das streng hätte geahndet werden müssen. Der Amtmann unterbrach seine Frau nicht in dieser erquickenden Lectüre, er machte während derselben seinem Unmuth nur dadurch Luft, daß er ganz erbarmungslos mit den Mobilien umging, mit beiden Fäusten auf den Tisch trommelte und wiederholt ausrief:

„Wahr' Dich, Cujon, das will ich Dir anstreichen!"

Dies schreckhaft klingende Drohwort galt indeß nicht Franz, sondern Spahnzel, dem gutmüthigen Boten, welcher das Unglück gehabt hatte, den ihm anvertrauten Brief beim Fallen über den Erfrorenen zu verlieren.

„Kindereien, nichts als Kindereien!" sagte Frau Adelheid, den Brief zusammenlegend. „Franz hat sich verlassen gefühlt, seit Jettchen nicht mehr auf dem Oekonomiehof weilte, und da hat er sich ein Herz gefaßt und sich entschlossen, ihr zu schreiben. Glaubst Du, er wagte ihr mündlich zu sagen, was er dem Papier anvertraut?"

„Um so schlimmer, Mutter! Dann spielt das Papier den Kuppler und verdirbt zwei Herzen auf ein=

mal! Dem Handel muß ein Ende gemacht werden, und zwar sogleich! Ich werde das zarte Täubchen, um das er girrt, sofort ins Gebet nehmen und ihm die Flugfedern stutzen!“

„Willst Du das nicht lieber mir überlassen, Väterchen? Dein Blut ist nicht ruhig, und wenn wir gar zu plump mit der Thür ins Haus fallen, könnten wir mehr schaden als nützen. Ein Mädchenherz will verstanden sein, wenn es von einer thörichten Neigung geheilt werden soll.“

„Gut, so rupfe Du die Taube, ich werde die Hand nach dem Täubrich ausstrecken, zuerst aber mit seinem Helfershelfer ein Hühnchen pflücken! Wahrscheinlich stecken die Beiden jetzt beisammen und halten Rath, wie sie es angreifen sollen, um mir Eselsohren aufzusetzen! Aber sie sollen sich irren! Mit dem leichtfertigen Nichtsnutz wird der Amtmann, mit dem liebekranken Sohne der Vater ein ernstes Wort sprechen.“

Adelheid war sehr froh, den Zorn ihres Gatten in erster Linie von Henrietten abgelenkt zu haben. Das Mädchen litt ohnehin seit den letzten Tagen, was der still beobachtenden Amtmännin nicht verborgen geblieben war. Eine strenge und vielleicht sogar lieblose Anrede, die sie von ihrem Gatten fürchtete, mußte die

Aermste einschüchtern und hätte schwerlich zu vertrauensvoller Aussprache geführt. Frau Adelheid aber wünschte nicht blos das Herz ihrer zeitweiligen Pflegetochter kennen zu lernen, sie wollte auch erfahren, wie tief der Eindruck sei, welchen die Auffindung des an sie gerichteten Briefes machen werde. Die Thatsache selbst, die ja doch nicht lange verheimlicht werden konnte, wollte sie Henrietten absichtlich nicht verschweigen, aber sie wünschte durch mütterlich mildes Zureden ihr Vertrauen zu gewinnen.

„Was fange ich jetzt mit dem Schlingel an?" nahm der Amtmann wiederum das Wort. „Es fällt mir schwer, ruhig zu bleiben! Am liebsten citirte ich ihn sogleich hieher, riß ihn herunter, wie er es verdient hat, und gerbte ihm das Fell. Aber der Bengel ist schon zu groß! Und sodann möchte ich doch auch nicht, daß ihn sein Lehrherr aus dem Hause jagt, was unausbleiblich geschieht, wenn er erfährt, auf welch infame Weise ihn der Schlingel hintergangen hat!"

„Väterchen", erwiderte Frau Adelheid, „darf ich sagen, was ich denke?"

„Weshalb denn nicht? Du bist ja mein Weib und Mutter des dummen Jungen!"

„An Deiner Stelle würde ich Franz durch ein paar

freundliche Zeilen auf den Amthof citiren, ebenso den nachlässigen Briefboten, dem wir doch für seine Unachtsamkeit verpflichtet sind. Denn wenn der Brief wirklich an Henriette gelangte, so kann man nicht wissen —"

„Ihr Weiber seid immer klug und, hat das Herz eine Dummheit gemacht, gleich fürs Vertuschen! Da läuft noch eine andere Sünderin unausgescholten im Amthof herum, wenig besser als ihr schlingelhafter Herr Bruder! Was fängt man mit dem Mädel an?"

„Eugenie ist ein Kind und hat sich gewiß gar nichts bei dem Briefwechsel gedacht", sagte Frau Adelheid. „Ich werde mit ihr sprechen, sobald Henriette mir gebeichtet hat."

„Hm, hm", brummte der Amtmann. „Also schmeicheln, streicheln und lügen soll ich statt schimpfen, donnern und Ohrfeigen austheilen? 's ist viel verlangt, wahrhaftig! Und wenn der Junge dem Landfrieden nicht traut und ausreißt?"

„Das thut er nicht, weil er sich dadurch schuldig bekennen und Henriette tief betrüben würde. Du kannst ja einschalten, daß Du des aufgefundenen Todten wegen ein paar Fragen an ihn wie an Spahnzel richten müßtest."

„Frauchen, Frauchen“, versetzte Wunderlich und lockerte sein Halstuch, „wärst Du ein Mann geworden, Du könntest Dich als Diebesfänger anwerben lassen! Ich wußte nicht, daß ich mich einer so gefährlichen Person, wie Du wirklich bist, fürs Leben verbunden habe! Ans Werk denn, schlaue Herzensprüferin! Ich will mir eine Feder ganz besonders zurecht schneiden, damit ich mit ihr die rechten Worte hinkritzeln kann und nicht zur Unzeit aus der Rolle falle. Wenn der Amtsdiener zurückkommt, so schicke ihn gleich zu mir. Es macht mehr Eindruck, lass' ich den Bösewicht und seinen Helfershelfer durch ihn als durch einen Andern, der keine Abzeichen trägt, citiren. Ich denke, Du hast Deiner Taube die Flügel gebunden, ehe ich meinen Uriasbrief abschicke.“

„Um mir das zu erleichtern, bitte ich um den Brief. Ich kann das Mädchen nur dann ergründen und richtig beurtheilen, wenn sie das Schreiben in meinem Beisein liest.“

„Damit sie vor lauter Schluchzen und Lamentiren nicht zu Worte kommt?“

„Junge Mädchen, wenn sie sich ausgeweint haben, werden redselig, nicht schweigsam, sobald über ihnen das ehrliche Auge einer mütterlichen Freundin wacht.“

Der Amtmann schüttelte den Kopf und gab Adelheid den gefundenen Brief, indem er sagte:

„Nun lerne unsereiner die Weiber auskennen! Das luftige Volk ist aus lauter Finten und Firfarereien zusammengesetzt!“

Achtes Kapitel.

Große Noth. — Die Vorladung. — Ein Verhör. — Die Wetterwolken zerstreuen sich.

Das Auffinden des Erfrorenen machte in der ganzen Umgegend bedeutendes Aufsehen und brachte eine Menge Menschen in Bewegung. Jeder wollte den Fremden sehen, der auf so eigenthümliche Weise, die Manchem unheimlich vorkam, seinen Tod gefunden hatte. Spahnzel's Name, welcher die Leiche zuerst bemerkt, ging dabei von Mund zu Munde, und wäre der Tausendkünstler eine eitle oder zum Bramarbasiren hinneigende Natur gewesen, so hätte er sich gewaltig in die Brust werfen und den vielen Neugierigen, die ihn gar zu gern ausgefragt hätten, die schauerlichsten Märchen vorlügen können. Der alte Wächter war aber gar nicht zu Späßen und lustigen Schelmereien aufgelegt. Er hatte, wie es schien, seinen ganzen

Humor bei dem Erfrorenen verloren. Schon seine Anzeige bei Bieberloh brachte er stotternd vor und weigerte sich, den Besitzer des Oekonomiehofs, den dieser Fall höchlichst interessirte, nach der Unglücksstätte zu begleiten.

Bieberloh warf seine Büchse über die Schulter und befahl dem traurig blickenden Spahnzel, er solle Franz rufen.

„Wollen der gnädige Herr den Pagen nicht lieber auf dem Hofe lassen?“ erlaubte sich der Graukopf einzuwerfen. „Der Herr Amtmann könnte vielleicht nach ihm schicken. Mich überkommt so eine Ahnung.“

„So mag er bleiben“, versetzte Bieberloh. „Ich will mir den Mann bei den Schrittsteinen genau besehen. Vielleicht erkenne ich in ihm doch einen jener Bekannten, die mich so lange umschlichen haben, mich suchten, sahen und doch nicht finden konnten. Er soll nicht aufgehoben und begraben werden, bis ich weiß, woran ich bin.“

Der Gutsherr verließ allein den Hof, ehe Franz noch die Zurückkunft Spahnzel's erfuhr. Das Geflüster der Knechte machte ihn mit dem Geschehenen bekannt und begierig, Näheres zu erfahren. Er vernahm des Alten heisere Stimme und suchte ihn auf.

„Alles besorgt?“ raunte er ihm zu. „Sahst Du Henriette und sprachst Du meine Schwester?“

Spahnzel verzog sein Gesicht zu einer ganz abscheulichen Fratze.

„Musje Franz", sprach er, „auf ein paar Minuten! Der Herr ist ja nicht zu Hause. Der verdammte ungarische Saufbold! Hals und Beine hätte ich brechen können!"

„Du bist über ihn gestolpert?"

„Gefallen, gekollert und durch den Eistümpel gerutscht! Es war noch so finster, daß ich die Hand kaum vor den Augen sehen konnte. Und dabei, lieber Herr Franz, ist mir ein Unglück zugestoßen."

„Warum musjest und herrst Du mich denn auf einmal und machst dazu eine so trübselige Leichenbittermiene? Du hast doch kein Glied gebrochen und Dir kein Gelenk ausgefallen?"

„Nein, Gott sei Dank, das nicht, Franz, aber etwas viel Schlimmeres ist mir passirt, das heißt, wenn just der Teufel bei dem verfrorenen Blitzkerl das Regiment oder die Wache gehabt haben sollte, was ich halb und halb annehmen muß. Der Brief an Eugenie —"

„Du hast ihn doch um Himmelswillen nicht verloren?"

„Weiß nicht, aber heidi, fort von meiner Brust, wo er lag, war er, als ich fast außer Athem den Amthof erreichte."

„Unglücksmann!" rief Franz und ward todtenbleich. „Ich bin verloren, wenn der Brief von Jemand gefunden und erbrochen wird! Herr Bieberloh jagt mich mit Schimpf und Schande aus dem Hause, und mein Vater — o Gott, was soll aus mir Elendem werden!"

„Du kannst doch an Deine eigene Schwester oder die andere Kleine keine Schlechtigkeiten geschrieben haben?"

„Schlechtigkeiten!" rief Franz, und die fahle Blässe seines Gesichts verwandelte sich in glühende Röthe. „Mein Herz nur habe ich sprechen lassen, und das ist eine Sprache, die nicht Jedermann versteht oder recht verstehen will. Du hast mich unglücklich gemacht, Alter, unglücklich fürs ganze Leben!"

Seine Augen füllten sich mit Thränen, und der betroffene Spahnzel stand vor ihm wie ein armer Sünder.

„Die rechte Hand hätte ich lieber brechen oder mir das Nasenbein einfallen wollen, als daß mir just das Malheur passiren muß!" rief er aus. „Es ist aber gewiß und wahrhaftig nur der vermaledeite ungarische Saufaus daran schuld! Sonst wäre ich nicht gefallen, nicht erschrocken und der Brief hätte sich nicht verschieben können."

„Es gibt keinen größern Pechvogel, kein verlasseneres Stiefkind des Glücks als mich unter dem Himmel!"

jammerte Franz. „Was soll ich anfangen, wenn ich den Brief nicht unerbrochen wiederbekomme? Du hättest doch danach suchen sollen, wenn Dir auch die Augen übergingen!“

„An Suchen hab' ich's nicht fehlen lassen, guter Franz, wo aber nichts liegt, da läßt sich auch nichts aufheben. Dennoch glaube ich, daß sich das Schreiben wiederfindet.“

„Nachdem so viele Neugierige von allen Seiten über das Feld gelaufen sind? Bilde Dir nichts ein, alter Narr! Dein Fall hat mir Genick und Herz gebrochen! Es ist einmal im Himmel beschlossen, daß ich schon in jungen Jahren zu Grunde gehen soll.“

„Ein rechter Kerl verzweifelt nicht und bekäme er eine Kopfnuß von einem centnerschweren Mondsteine“, fiel der gutmüthige Tausendkünstler ein, der zwar wenig Tröstliches vorzubringen wußte, den aber die gänzliche Verstörtheit des jungen Menschen, den er wie ein Vater liebte, dauerte. „Ich habe in jungen Jahren und auch noch später zu verschiedenen Malen so tief in der Patsche gesessen, daß ich ganz gewiß darin umkommen zu müssen glaubte, und ehe ich mich's versah, war alle Noth und alles Leid vorbei, und ich hätte, fehlte es mir nicht an Stimme, vor Freude jodeln können wie ein Tiroler. Darum den Kopf nicht hängen lassen,

Franz! Gott verläßt keinen Deutschen, er schickt ihn ins Wendische betteln! Laß die Menschen nur erst sich verlaufen, dann gehen wir zusammen suchen. Vier Augen sehen mehr als zwei."

„Wo willst Du suchen?"

„Ueberall, wo ich gegangen bin. Verweht kann der Brief nicht sein, denn war die Luft auch scharf, so ging doch der Wind eigentlich nicht. Und dann, wer bückt sich nach einem Papier! Unser Volk kann ja Geschriebenes nicht gut lesen. Habe nur Muth, der Brief wird sich schon finden, und dann ist der Jubel zehnmal größer als jetzund das Herzeleid! Aber wahrhaftig, ich glaube, da kommt der Amtsbote. Was der wohl zu melden hat?"

Franz wechselte abermals die Farbe, obwohl er nicht glauben konnte, daß das Erscheinen dieser Gerichtsperson, deren Kommen die Meisten erschreckte, ihm persönlich gelten könne. Als ihm aber der Bote den Brief des Vaters überreichte, wäre er beinahe von Schwindel befallen worden.

„Es hat Eile", sprach der sehr trockene Mann, der keinen Ueberfluß an Gedanken besaß. „Ich soll warten, bis Ihr beide mitgehen könnt."

Zitternd erbrach Franz das Siegel.

„Steht Schlimmes drin?" fragte Spahnzel leise.

Franz hob den Kopf und zeigte dem Alten ein heiteres Gesicht.

„Der todte Ungar, scheint es, bringt Jung und Alt in Bewegung“, entgegnete er. „Versteh' ich des Vaters sehr freundliche Einladung recht, so sollen wir beide des erfrorenen Kerls wegen zu Protokoll vernommen werden. Hoffentlich treffen wir auch Herrn Bieberloh im Amthof. Laß uns aufbrechen!“

Inzwischen hatte der Besitzer des Oekonomiehofs den Erfrorenen besichtigt und in ihm jenen käuflichen Menschen erkannt, dessen Verrath vor langen Jahren so großes Unglück über ihn brachte. Schon damals war der charakterlose Mann dem Trunke ergeben gewesen, von Bieberloh's Todfeinde aber deshalb vielfach bevorzugt, weil er sich zu Allem gebrauchen ließ, vor keiner Schlechtigkeit zurückschreckte und mit einer gewissen Energie einen ihm ertheilten Auftrag ausführte. Bieberloh ahnte nur die zeitweilige Nähe dieses schlimmen Gesellen, der ihn wie sein böser Geist umschlich. Er war überzeugt, daß die Kugel, welche ihn verwundete, von diesem rastlosen Verfolger abgeschossen worden und daß er auch jetzt wieder mit bösen Plänen gegen ihn schwanger gegangen sei.

Diese letzte Vermuthung ward zur Gewißheit, als man bei gerichtsärztlicher Untersuchung der Leiche ein

schnell wirkendes Gift in einem Papiere vorfand, auf welches in ungarischer Sprache eine Gebrauchsanwendung geschrieben war, unterzeichnet mit Namenschiffren, welche zu deuten dem Besitzer des Oekonomiehofs nicht schwer fiel. Bieberloh zweifelte keinen Augenblick, daß ihm oder Henrietten dieser Mordanschlag gegolten habe, dessen Ausführung nur an der ununterbrochenen großen Wachsamkeit scheiterte, welche den fremden Sendling fern hielt. Vielleicht aus Aerger über das Fehlschlagen aller klug entworfenen Pläne war der Ungar ein Sklave seiner Trunksucht geworden, der er in der kalten Herbstnacht endlich zum Opfer fiel.

Bieberloh hielt es für geboten, den Amtmann, der allein seinen Lebensgang und die Feinde, mit denen er auf demselben fast ohne Aufhören kämpfen mußte, genau kannte, in das Geheimniß zu ziehen, weshalb er unverweilt von der Stätte, wo der Todte lag, sich nach dem Amthof verfügte.

„Ich bin überzeugt, daß von jetzt an die Verfolgungen meiner Feinde aufhören“, schloß er seine Mittheilungen an den Amtmann. „Es ist Niemand vorhanden, der diesen Todten, dem Gott selbst die Verbrecherhand erstarren ließ, ersetzen könnte. Andere dürften schwer zu bewegen sein, eine so gefährliche Mission zu übernehmen; auch bin ich Jüngern eine

unbekannte Persönlichkeit, die ihnen gleichgültig ist. Ich hoffe daher, mein ferneres Leben, solange es mir erhalten bleibt, in Ruhe zubringen zu können. Mit dem Ende dieses Frevlers fällt aber auch die Veranlassung von Henriettens Entfernung fort. Sie werden Mühe genug mit dem unreifen Dinge gehabt haben und sich wohl nicht gar zu sehr grämen, wenn ich Ihnen die Last jetzt wieder abnehme. Ich freue mich, daß sich das Mädchen gut geschickt und Ihnen keinen Verdruß oder gar Kummer gemacht hat. Meine Frau wird ihr das ebenso hoch anrechnen wie ich. Manchmal war es mir doch auch einsam im Herrenhause, und ich freue mich, von der kleinen niedlichen Person wieder Dienstleistungen zu erhalten. Bleibt sie so geartet, wie sie es jetzt ist, so wird sie es gut bei uns haben und ich will bei Zeiten für ihre Zukunft sorgen. Wann erlauben Sie, daß ich Henriette Ihnen wieder entführen darf?"

Dem Amtmann fiel es schwer, bei Erwähnung dieses Mädchens, in dem er die schlaue Verführerin seines Sohnes erblickte, ruhig zu bleiben. Er hustete, räusperte sich und ließ einige „Hm! Hm!" hören.

„Wenn Sie das Kind augenblicklich nicht entbehren können, so will ich auf die Rückkehr desselben nicht dringen", fuhr Bieberloh fort. „Ich weiß Henriette

ja in den besten Händen und in gutem Umgange. Doch würde ihr Einzug im Oekonomiehof gewiß festlich begangen werden."

„So!" sagte der Amtmann gedehnt und runzelte die Stirn. „Man hat das Mädchen also sehr entbehrt? Das heißt, ich will sagen, das Mädchen ist von gewissen Personen sehr entbehrt worden?"

„Von einigen mehr wie von andern. Außer mir hat meine Frau das Kind sicherlich keine Stunde vergessen, und Ihr Sohn —"

„Franz? Was geht den Burschen Ihre Tochter an?"

„Ihr Sohn war immer galant gegen Jettchen, wie das solche Bürschchen, wenn sie etwas Lebensart und Gemüth haben, gegen halbwüchsige Mädchen gern zu sein pflegen. Er verkehrte mit ihr, als sei er ihr erwählter Ritter, und es machte mir Spaß, die Kinder so für einander eingenommen zu sehen."

„Wirklich! Machte Ihnen das Spaß? Und wenn dabei eines schönen Tags eine recht kindische Dummheit in Blüte schösse, was dann?"

Bieberloh hob seine schweren Augenlider und heftete einen langen Blick auf den Amtmann.

„Sie haben ein schlechtes Zutrauen zu den Menschen", sagte er dann in traurigem Ton. „Was mich betrifft, so bin ich nicht im Stande, von gut erzogenen

Kindern schlecht zu denken. Ihrem Sohn bin ich tief verpflichtet, denn er hat sich ehrlich für mich geplagt und niemals gemurrt. Das macht mir ihn lieb und ich möchte ihm gern eine rechte Herzensfreude bereiten."

„Was hindert Sie daran, mein werther Herr Bieberloh?" warf der Amtmann ein. „Sie sind ja Herr Ihres Thuns, und einem Menschen von dem Alter meines Sohnes ist mit vielen Dingen gedient. Er nimmt eine Uhr an und schlägt auch ein Reitpferd nicht aus. Ich möchte aber als Vater doch bitten: verwöhnen Sie den Jungen nicht zu früh und nicht zu sehr, damit er Ihnen nicht über den Kopf wächst und Ihnen für alle Liebe hinter dem Rücken obendrein noch Eselsohren dreht! Ich bin fürs Kurzhalten und für strammes Regiment, denn Jugend hat einmal keine Tugend."

In diesem Augenblick ließ sich starkes Klinken an der Hinterthür des Amthofs hören, welche auf den daran stoßenden Kirchhof führte. Martha schob den Sicherheitsriegel zurück, um die Kommenden einzulassen. Es waren Franz und Spahnzel.

Amtmann Wunderlich vernahm, daß sein Sohn an die alte Kinderfrau die Frage richtete, ob Herr Bieberloh im Amthof sei. Dieser bejahend beantworteten

schloß sich eine zweite nach Henrietten an, die der aufhorchende Vater jedoch nicht verstand.

„Da kommt der Bursche", sprach der Amtmann, „und hoffentlich nicht allein, denn ich ließ ihn und seinen schlauöhrigen Freund, den Nichtsnutz, der nur die merkwürdige Kunst versteht, sich allen Menschen unentbehrlich zu machen, durch meinen Boten citiren. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich ihm in Ihrer Gegenwart ein wenig auf den Zahn fühle? Nur erschrecken Sie nicht, sofern dies unsanft geschieht, worüber der Musje dann aufschreiend zusammenfahren dürfte. Hält er aber wacker Stand und zeigt sich an ihm keine Stelle, die faul oder anbrüchig ist, dann lasse ich Ihnen hinsichtlich der Herzensfreude, die Sie ihm bereiten wollen, freie Hand, wasche aber meine eigenen Hände in Unschuld."

Frau Adelheid öffnete die Thür und sagte in wenig zuversichtlichem Ton:

„Vater, Franz ist eben gekommen. Stört er Dich?"

„Allein?" lautete des Amtmanns Gegenfrage.

„Nein, unser aller Freund begleitet ihn."

„Freund!" rief Wunderlich. „Frauchen, Frauchen, wirf Dich nicht weg! Nun sollen wir alle des nichtsnutzigen Nachtwächters Freunde sein, weil der dumme Kerl unsern Kindern allerhand Handgriffe gelehrt hat

und auf jeden Ruf in der Noth hört! Ich bin bereit, den Sohn und dessen Begleiter zu empfangen."

Die Mutter drückte die Thür ins Schloß, winkte Franz zu sich und flüsterte ihm leise ins Ohr:

„Du warst sehr unvorsichtig, mein Sohn, und der Vater ist sehr aufgebracht. Wenn Du aber gescheidt bist und Deine Sache gut machst, will ich treu zu Dir stehen. Geh hinein und komme nicht wie ein begossener Pudel zurück! Herr Bieberloh ist Dir zugethan und diese Wohlgewogenheit kann Dein Rettungsanker werden! Verlaß ihn nicht, Spahnzel, wenn er in die Klemme kommen sollte!"

„Mein Vater hat den Brief gefunden!" stotterte Franz und ward sehr blaß. „Ergeht es mir schlecht, so bist Du zum Theil daran schuld!"

„Nur ruhig Blut, Franz, und den Kopf oben behalten!" erwiderte Spahnzel. „Wer die Zähne weist, beißt deshalb nicht gleich! Ich will schon aushelfen, wo Du ins Stocken geräthst."

Es war beruhigend für Franz, daß Bieberloh ihm die Hand drückte. Das Aussehen seines Vaters gefiel ihm zwar nicht, doch ließ es auch nicht das Schlimmste erwarten. Jedenfalls legte ihm die Gegenwart Bieberloh's Zwang auf, und das kam Franz vielfach zu statten. Den Vater herzlich begrüßend, sagte er:

„Du wünschtest mich und diesen unverbesserlichen Schalk da zu sprechen. Womit können wir dienen, in Bezug auf welche Angelegenheiten Dir Auskunft geben?"

Der Amtmann blickte seinen Sohn mit Augen an, die bis ins Innerste drangen. Dennoch hielt Franz den forschenden Blick aus, ohne verwirrt zu werden. Der Vater trat an seinen Actentisch und ergriff ein Papier, in welchem Franz den Brief erkannte, dessen verfänglich klingender Inhalt nur für Henriette bestimmt war.

„Nun bricht das Gewitter los", dachte er. „Gott steh' mir bei, daß es mich nicht erschlägt!"

„Kannst Du nachgemachte Schriftzüge von echten unterscheiden?" fragte der Amtmann und klappte das Schreiben auseinander. „Mir ist ein Schriftstück zufällig in die Hände gefallen, das ich für erfunden halte, sonst müßte ich den, von dem es herrühren soll, für einen leichtfertigen, eingebildeten und dabei auch erzdummen Kerl erklären! Da sieh zu, Franz! Kommt Dir die Handschrift bekannt vor?"

Aus der Hand seines Vaters empfing der Sohn seinen eigenen Brief. Franz betrachtete ihn lange und schien sich mit dessen Inhalt bekannt machen zu wollen. Auf das Schlimmste gefaßt, gelang es ihm, weder bestürzt noch aufgeregt zu erscheinen.

„Nun, was dünkt Dir?“ fragte der Amtmann, da der Sohn mit der Antwort zögerte.

Franz legte den Brief zusammen und gab ihn dem Vater zurück.

„Die Handschrift kenne ich wohl“, entgegnete er und sah seinen Vater fest an, „und um der Wahrheit die Ehre zu geben, halte ich sie nicht für nachgemacht.“

„Nicht!“ brauste der Amtmann auf. „Aber das ist ja bubenhaft!“

„Wenn Jemand einen Andern in solcher Weise verleumdete, würde es bubenhaft sein“, fuhr Franz gefaßt fort. Nur seine Stimme zitterte ein wenig. „Ist aber das, was in jenem Brief geschrieben steht, wahr und enthält es das offene Bekenntniß eines Herzens, das es mit sich selbst und mit Andern ehrlich meint, so kann ich nichts Schlechtes darin finden. Höchstens verdient derjenige bedauert zu werden, der thöricht genug war, in Worte fassen zu wollen, was sich doch in Worten nicht wiedergeben läßt.“

„Thöricht also nennst Du, was da geschrieben steht?“ sagte der Amtmann und schlug mit umgekehrter Hand auf den Brief, daß er zerriß.

„Das Geschriebene selbst finde ich nicht thöricht, Vater, daß es aber geschrieben und noch dazu falsch abgegeben ward, war sehr unklug.“

„Blos unklug, nichts weiter?"

„Auch unbesonnen, Vater! Der unbesonnene Thor wird dafür büßen müssen."

„Verdient er keine Strafe?"

„Ein milder und gerechter Richter könnte sie ihm erlassen."

„Damit er später seiner Milde wegen ausgelacht und noch schlimmer hintergangen würde, nicht wahr?"

„Das wäre in der That bubenhaft", sagte Franz und erröthete. „Eine solche Schlechtigkeit traust aber Du selbst, lieber Vater, diesem unbesonnenen Thoren, dem das Herz mit der Zunge durchging, nicht zu und ich ebenfalls nicht. Man könnte ihn ja auf die Probe stellen."

„Auf welche Weise, mein Sohn?"

„Wenn man ihm für einige Zeit alles Schreiben untersagte und ihn insgeheim überwachen ließ."

„Ein solches Verbot wäre eine zu leichte Strafe; erfinde etwas Besseres, etwas, das schwerer zu halten ist und mehr ans Herz greift!"

Das feucht werdende Auge des Sohnes blickte bittend zum Vater auf.

„Mir fällt eine empfindlichere Strafe nicht ein", sagte er wehmüthig, „und ich glaube, er wird sie schwer empfinden."

„Versetzung! Verbannung!“ rief der Amtmann hart und zerpflückte das Schreiben in kleine Stücke. „Man sagt, daß Kranke durch Luftveränderung genesen. Ein Kranker aber hat diesen vernichteten Brief geschrieben und deshalb muß man Anstalten zu seiner Heilung treffen, die sich meiner Ansicht nach nur durch Luftveränderung, das heißt in diesem Fall durch Versetzung am sichersten wird bewirken lassen.“

„Ich würde an Deiner Stelle Herrn Bieberloh um Rath fragen“, sprach Franz kühn entschlossen und sein Auge leuchtete hell auf, „oder ich will es statt Deiner thun.“

Diese Wendung frappirte den Amtmann. Er schwieg eine Weile, als könne er zu keinem bestimmten Entschlusse kommen. Dann stand er auf, erfaßte seines Sohnes Ohr und kniff es so unbarmherzig, daß Franz die heißen Thränen in die Augen traten.

„Aeltern, die ihre Kinder lieb haben und wünschen, daß dereinst ehrliche Leute aus ihnen werden, füttern sie nicht mit Zuckerbrod auf“, sagte er. „Dann und wann eine Portion Wermuth einfiltrirt, thut bessere Dienste. Du weißt, mein Sohn, daß ich nur Dein Bestes im Auge habe, und darum habe ich Dir das Ohr tüchtig gekniffen. Es soll Dich abhalten von jeder Unvorsichtigkeit und Dich erinnern, daß Du noch unter der

väterlichen Gewalt stehst! Diesem braven Manne da hast Du es zu verdanken, daß ich so glimpflich mit Dir verfahre, obwohl Deine Arbeiten schlechter als schlecht ausgefallen sind. Ahnen mochtest Du es wohl, darum wähltest Du einen Mittelsmann, der sie mir überbringen sollte, und dieser Mittelsmann scheint instruirt gewesen zu sein, den ganzen Plunder ins Wasser zu werfen."

„Die schriftlichen Arbeiten Ihres Sohnes?" fiel Bieberloh ein, der mit Aufmerksamkeit der ihm nicht verständlichen Unterhaltung des Amtmanns mit Franz gefolgt war. „Nun erst verstehe ich Ihre Vermahnungen."

„Setzen Sie dieselben fort, Herr Bieberloh, und sehen Sie ihm scharf auf die Finger", erwiderte der Amtmann. „Das Schreiben bleibt ihm streng untersagt, bis er die Feder besser führen und seine Gedanken geschmackvoller einkleiden lernt. Was ich gelesen habe waren unreife Kindereien! Um ihn nicht zu sehr zu blamiren, habe ich Ihnen diese Versuche nicht communicirt. Sie entzögen ihm dann wahrscheinlich auch die kleinste Belohnung, die er vielleicht für seine praktischen Arbeiten verdient haben mag. So haben Sie nichts gesehen und können thun, was Sie wollen. Nun paschol, zurück auf Deinen Posten!"

Franz erfaßte die Hand des Vaters und drückte einen Kuß darauf. Als er aus der Amtsstube trat, fiel er der Mutter weinend um den Hals.

„Es ist mir recht geschehen", sprach er; „der Vater war sehr gütig. Ich schwöre, daß ich Euch keine Schande machen will und doch ein ehrlicher Mensch bleiben werde!"

Neuntes Kapitel.

Geänderte Stimmungen. — Henriette wird traurig. — Spahnzel zündet ihr eine Friedens- und Freudenkerze an.

„Unsern Großen habe ich kurirt", sprach der Amtmann am Abend dieses sehr bewegten Tages zu seiner Frau und zündete sich eine Pfeife an. „In Gegenwart seines Lehrherrn las ich ihm die Leviten, daß es ihm blau und grün vor den Augen geworden sein muß, sein Herz und seine Eitelkeit aber habe ich geschont. Der so zurechtgesetzte Bursche wird sich jetzt wohl in Acht nehmen und die Courmacherei an den Nagel hängen. Alles Schreiben habe ich ihm rundweg untersagt. Und der alberne Fant soll sich unterstehen, meine Gebote zu übertreten! Die Finger bräche ich ihm entzwei! Wie weit bist Du mit seiner spitznäsigen Charmanten gekommen?"

„Henriette hat mich um Verzeihung gebeten und

versprochen, immer auf meine Rathschläge zu hören", entgegnete Frau Adelheid. „Es ist das unschuldigste Kind von der Welt."

„Da Du es sagst, will ich es glauben", erwiderte der Amtmann, „obwohl in ihren schmachtenden Blicken sich etwas verbirgt, was mir nicht gefällt. Noch ist sie nicht gefährlich, sie kann es aber werden, wenn die Umstände günstig sind."

„Du hast das Wort unseres Sohnes, und Franz ist ein gerader Charakter, der keine Winkelzüge liebt."

„Ich hoffe, daß er es nach meiner Vermahnung bleiben wird. Herr Bieberloh ist von mir ermächtigt, ihn streng zu überwachen. Da er viel von unserm Sohne hält, wird er es an scharfer Inspection nicht fehlen lassen. Wann gedenkst Du Henriette ihren Aeltern wieder zuzuführen?"

„Nächsten Sonntag nach der Frühpredigt", sagte Adelheid. „Wir sollen die liebe Kleine dann allesammt begleiten und die Gäste Herrn Bieberloh's sein."

„Bin's wohl zufrieden", versetzte der Amtmann. „Man kann dann gleich beobachten, wie beide sich benehmen; ob sie verlegen oder unbefangen sind, ob sie sich meiden oder suchen."

„Sie werden Niemand Anstoß geben", sagte zuversichtlich Frau Adelheid. „Gegen Frau Cordula werde

ich mich ganz offen aussprechen, denn die Mutter muß von diesen spielerischen Anzetteleien unterrichtet sein, sonst kann sie neuen in Zukunft nicht vorbeugen."

„Vollkommen einverstanden", sprach der Amtmann. „Hast Du auch Eugenie vorgenommen?"

„Nur indirect, Väterchen. Sie war zugegen, wie ich Henrietten ins Gewissen redete, ihr vorhielt, wie unrecht sie gehandelt habe, und daß es sündhaft sei und keine Achtung vor den Aeltern verrathe, wenn Kinder hinter deren Rücken mit Fremden einen Briefwechsel anknüpften. Zu Herzen genommen hat sich Eugenie meine Rede, denn sie weinte Thränen so groß wie kleine Schneckenhäuser."

„Sapperment, die hätte ich sehen mögen, Mutter!" rief der Amtmann. „Wie groß Ihr Weibsleute doch auch in der Hyperbel sein könnt!"

Adelheid lächelte, schüttelte die Locken aus dem Gesicht und sagte: „Nimm's nicht übel, Väterchen, 's ist so eine Redensart, die man als Kind hört und dann nie wieder ganz ablegen kann. Geweint aber hat unsere Aelteste, und das wird ihr wohlthun für lange Zeit. Die Kinder haben allesammt heute etwas erlebt, das sich in ihrem Gedächtniß nie wird verwischen lassen."

So war denn vorerst eine Angelegenheit geschlichtet,

die den Frieden und das Glück zweier Familien tief erschüttern, wo nicht gänzlich zerstören zu wollen schien. Ein Bruch ward vermieden, und blieb in den Gemüthern der Betheiligten auch noch ein Rest von Spannung zurück, so mußte auch diese durch die Heilkraft der Zeit sehr bald beseitigt werden.

Der Amtmann freute sich insbesondere, daß für den Herrn seines Sohnes ein friedlicherer Lebensabschnitt begonnen hatte. Nachforschungen und Ermittelungen abseiten des Gerichts, welche Amtmann Wunderlich theils veranlaßte, theils persönlich einleitete, erwiesen bis zur Evidenz, daß mit dem erfrorenen Ungar der unermüdete Verfolger Bieberloh's aus der Welt gegangen sei. Das Gefühl persönlicher Sicherheit, das sich durch diese Gewißheit dem Besitzer des Oekonomiehofs mittheilte, äußerte einen so wohlthuenden Einfluß auf seinen Charakter, daß Bieberloh von Stund an ein ganz anderer Mensch wurde und ein neues, glücklicheres Leben im Herrenhause des Ziedersdorfer Hofs begann. Statt des früher immer grämlichen, mit aller Welt scheltenden Herrn, in welchem die Mehrzahl eine Incarnation des Bösen zu sehen vermeinte, zeigte sich jetzt seinen erstaunten Untergebenen ein leutseliger, gesprächiger, oft sogar zu Scherzen aufgelegter Mann, der nur, wo es noth that, als befehlender Gebieter auftrat.

Cordula, die ein tief religiöses Gemüth besaß, begrüßte diese Charakterwandlung ihres Gatten, unter dessen Härte sie oft schwer gelitten hatte, mit innigem Danke gegen Gott. Auch für sie, die stille Dulderin, die nie gegen einen Dritten über das ihr zugefallene Loos Klage führte, schmückte sich das Leben jetzt erst mit Reizen nnd Genüssen, die sie früher nie gekannt. Der Oekonomiehof war nicht mehr eine verrufene Einsiedelei, an welcher Jeder scheuen Blicks vorüberging. Bieberloh sah es jetzt gern, wenn häufige Besuche ihn störten und nicht blos lernbegierige Oekonomen einen Blick in seine Wirthschaft zu thun begehrten, sondern freundschaftliche Gespräche das Mahl des plötzlich gastfrei gewordenen Gutsherrn würzten.

Franz, eingedenk seiner Zusagen und für die Art, wie der Vater ihn zur Rede gesetzt hatte, diesem sehr dankbar, ignorirte die Rückkehr Henriettens insofern, als er dem jungen Mädchen gegenüber, das eine ängstliche Schüchternheit in seinem Beisein nur mit großer Mühe unterdrücken konnte, die frühere Unbefangenheit wieder Platz greifen ließ. Er war ganz in der alten Weise aufmerksam, aber nicht galant. Ruhte eine bedeutende Arbeitslast auf ihm, so mußte Jedermann glauben, die Tochter des Hauses sei für den thätigen Eleven gar nicht vorhanden. Er war dann so beschäftigt

und so ganz in seine Arbeiten vertieft, daß er sogar Henriette zu grüßen oder ihren Gruß zu erwidern vergaß, wenn er ihr zufällig begegnete.

Von Henrietten wurde diese kluge Zurückhaltung um so schmerzlicher empfunden, als es ihr an Gelegenheit fehlte, sich gegen den Sohn des Amtmanns offen auszusprechen. Franz blieb consequent, auch wenn kein Lauschender in der Nähe war, und Henriette begann schon nach wenigen Wochen an ihm irre zu werden.

Es konnte dem jungen Manne, dessen Neigung von Tage zu Tage stärker und, weil er sie vor allen geheim halten mußte, nur um so inniger wurde, nicht entgehen, daß Henriette litt. Seit dem Verluste des an sie gerichteten Briefes, über dessen Verbleib sie sogar in Ungewißheit geblieben war, hatte sie Franz noch nie allein gesprochen. Allerdings sahen sich die Stillliebenden täglich mehrmals, und Niemand wehrte ihnen, sich zu unterhalten, allein dieser Verkehr vor und unter Andern war wenigstens für Henriette peinlicher als gänzliches Getrenntsein. Hätte sie dem Drange ihres Herzens Worte leihen dürfen, so würde sie den Vater gebeten haben, sie wieder auf den Amthof übersiedeln zu lassen. Dort lebte ihr in Eugenien eine treue, mitfühlende Freundin, gegen welche sie sich

aussprechen und an deren schwesterlichem Herzen sie ihren Thränen freien Lauf lassen konnte.

Es wäre vielleicht zu einer Unzufriedenheitsäußerung des schwerleidenden Mädchens, das sich von Franz verschmäht glaubte, gegen die Adoptivmutter gekommen, hätte ein Zufall nicht ganz unerwartet Klarheit in das Verhältniß gebracht.

Jener geschäftige Ueberall und Nirgends, dessen Hülfe alle in Anspruch nahmen, obwohl man ihn einen Taugenichts nannte, war, nachdem er seinen Dienst als Wächter und Späher in und um den Forst Bieberloh's quittirt hatte, zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurückgekehrt. Einen Mittel- und Ausgangspunkt für diese bildete der Amthof, den Spahnzel wöchentlich mehrmals besuchte. Heute Holzhacker oder Drescher, war er morgen Vertrauter des Amtmanns, besorgte für diesen Geschäfte und ließ sich am nächsten Tage in gleicher Weise, wenn auch in ganz entgegengesetztem Sinne, entweder von der Frau Amtmännin oder von deren ältester Tochter gebrauchen. Entbehren aber konnte den Tausendkünstler seiner vielen verwendbaren Eigenschaften wegen Niemand, und so beherrschte der immer schmunzelnde Alte, während er nur den geschmeidigen Diener spielte, alle, und meistentheils geschah nicht der Wille derer, von denen er Befehle

annahm, sondern sein eigener, indem er so lange daran mäkelte, bis man sie umänderte und so unvermerkt auf die Ideen des Graukopfs einging.

Amtmann Wunderlich vermißte seinen ältesten Sohn mehr, als er zugab, denn Franz war in gewisser Beziehung des Vaters Verwalter gewesen. Gerade die Aufträge, welche der Amtmann ihm gab, die Gänge, die er für ihn gehen, die Besorgungen, die 'er in des Amtmanns Namen abmachen mußte, hatten ihn vorbereitet für den Lebensberuf, dem er sich schließlich widmete. Sein jüngerer Bruder Theophil war zwar später auf des Vaters Geheiß an seine Stelle getreten, doch hatte er den viel gewandtern und praktischern Franz nicht ersetzt. Theophil that mit Widerstreben und ärgerlich, was Franz Vergnügen und Genuß bereitete. Das merkte der Amtmann sehr bald, denn er war nach dem Abgange seines ältesten Sohnes so schlecht bedient, daß seine baaren Einnahmen dadurch Einbuße erlitten. Als nun Theophil die gelehrte Schule bezog, mußte ein Ersatzmann gesucht werden. Diesen Mann fand der Amtmann in Spahnzel, der immer zur Hand war, nie etwas vergaß, sich stets rührig und anstellig zeigte 'und seiner größern Erfahrung wegen selbst Franz in mancher Hinsicht mehr als ersetzte.

Von einem solchen Geschäftsgange, welcher dem Tausendkünstler viel zu schaffen gemacht — es handelte sich nämlich um den Abschluß eines Getreidehandels, an welchen dem Amtmann der stark im Weichen begriffenen Preise wegen sehr viel gelegen war — führte ihn der Weg in die Nähe des Oekonomiehofs. Spahnzel fühlte sich von langem Unterhandeln müde und wünschte bei Befreundeten einige Zeit auszuruhen. So bog er denn vom geraden Wege ab und trat in den Hof Bieberloh's, wo der wachsame Ali sogleich durch lautes Bellen die Ankunft eines Fremden den Hausbewohnern anzeigte.

Es war Spahnzel's Absicht, vorzugsweise ein vertrauliches Wort mit Franz zu reden, um von diesem zu erfahren, wie sein Verhältniß zu Bieberloh sich gestaltet habe und wie es in seinem Herzen aussehe; auch konnte er dem Eleven mancherlei Interessantes über das Leben im Amthofe erzählen, falls dieser Zeit und Lust hatte, sein Geschwätz anzuhören.

Derselbe Beweggrund aber, welcher den Amtmann veranlaßt, durch sein geschicktes Factotum ein Geschäft zum Abschluß bringen zu lassen, hatte an demselben Tage auch Bieberloh und Franz aus dem Oekonomiehofe getrieben. Beide waren in verschiedenen Richtungen der eine ausgefahren, der andere ausgeritten, um

Absatzquellen für den reich aufgespeicherten Erntesegen zu entdecken. Im Herrenhause waren nur Cordula und Henriette zurückgeblieben. Letztere kam dem Graukopfe zuerst entgegen und nöthigte ihn in das Wohnzimmer, indem sie ihm mittheilte, daß er zu seinem Besuche keine besonders glückliche Stunde gewählt habe.

„Also ausgeflogen, und beide, Herr und Eleve, auf einmal?“ erwiderte Spahnzel. „Sieh, sieh, das ist ja recht dumm! Aber loben muß ich den umsichtigen Herrn doch, daß er eine so feine Nase hat! Noch ist nichts verloren, in nächster Woche dagegen wird schwerlich noch ein Geschäft zu machen sein. Darf ich das feine Mamsellchen wohl um einen kühlen Trunk bitten? Ich bin doch durstig geworden vom Laufen und vielen Reden.“

„Herzlich gern“, sagte Henriette, entfernte sich und kam alsbald mit einem großen Glase frischer Milch wieder zurück. „Laß Dir's schmecken, ehrlicher Alter! Wie gehts meiner Freundin Eugenie? Ich erfahre gar nichts mehr von der Welt, denn ich lebe hier fast stiller und trauriger als eine Nonne.“

Spahnzel leerte das Glas über die Hälfte, wischte sich den Mund und sagte, das Glas auf den von Fliegen umsäumten Tisch stellend:

„Mamsellchen, Mamsellchen, nur nicht undankbar

sein! Wem Gott ein so treues Herz schon in früher Jugend schenkt, wie das gute Mamsellchen eins gefunden hat, der sollte eigentlich Tag und Nacht auf den Knieen liegen und Gott bitten, daß er ihn stets demüthig erhalte! Wie kann man traurig sein, wenn man geliebt wird?"

„Du sprichst entsetzlich viel dummes Zeug, Alter", entgegnete Henriette, „mehr, als Du verantworten kannst, aber ich verzeih' es Dir, weil Du es ehrlich meinst."

„Gewiß und wahrhaftig, Mamsellchen! Ich meine es ehrlich und rede die Wahrheit!"

„Dann bedaure ich, daß ich Dich nicht verstehen kann! Mein Leben ist freudenleer, denn gerade diejenigen, die ich hochschätze, kümmern sich kaum noch um mich. Ich bin eben überflüssig, überflüssig überall!"

„Das muß ein Irrthum sein", versetzte der Alte, sehr ernst werdend. „Der gnädige Herr hat seinen alten mürrischen Menschen ausgezogen, die gnädige Frau ist die Güte und Liebe selbst, und der junge Eleve, unsers gelehrten Amtmanns Franz —"

„Ich bitte Dich, nenne diesen Namen nicht!" unterbrach ihn Henriette. „Das Herz kehrt sich mir im Leibe um!"

„Wie! Was! Haben sich die jungen Herrschaften so plötzlich verfeindet? Das könnte mir gefallen! Nichts

da, Mamsellchen! Fortlaufen — wird nichts draus! Jetzt wird hier geblieben, der Herzensschrein aufgeschlossen und ein Lichtlein hineingestellt, damit man sehen kann, wo der Schaden steckt und wie er geheilt werden kann! Was! Weinen, wenn ein Dritter des Liebsten Namen auf die Lippen nimmt? Ja, wenn er nicht Franz hieße, kein Wachtelbauer machen könnte, keine Feder zu führen verstände und nicht baumstill bliebe, wenn es Ausschelte regnet, als würfen die himmlischen Heerschaaren das alte Erdenrund mit Kieselsteinen! Ein Herz, das solche Marter erduldet und nicht zuckt, wird nicht alle Tage jung, und kommt einer oder eine, der oder die mir das schmähen will, die kriegen es mit dem alten Spahnzel zu thun, der aus Ehrlichkeit auch ein rechter Grobian sein kann! Geschwind, liebes Mamsellchen, die Hände von den Augen und den Mund aufgethan! Getheilter Schmerz ist halber Schmerz, und ich wette, daß ich einen heilenden Balsam dafür besitze!"

Henriette ließ ihre Hände wirklich sinken und blickte den alten Graukopf, von dem sie wußte, daß er ein zuverlässiger Freund des jungen Wunderlich war, wehmüthig an.

„Wo nagt der Wurm? Wann hat er sich eingebissen? Heraus mit der Sprache!"

„Den Du so warm vertheidigst, er kümmert sich nicht mehr um mich", sagte Henriette. „Und ich habe ihn doch mit keinem Worte beleidigt!"

„Einbildungen, mein gutes Mamsellchen, nichts als Einbildungen! Viel reden darf Franz freilich itzunder nicht, denn das hat ihm sein gestrenger Herr Vater scharf verboten. Die Augen aber, die uns der liebe Gott als Leuchten des innern Menschen, den Niemand auskennen lernt, in den Kopf gesetzt hat, reden doch auch eine verständliche Sprache. Hat denn das feine Mamsellchen dem Franz nicht manchmal in seine treuherzigen Augen geguckt?"

„Franz geht mir aus dem Wege und sieht mich lieber mit dem Rücken an", entgegnete Henriette und ließ schmollend die Lippe hängen. „Ich merk' es an Allem, daß er nichts von mir wissen will!"

„Wenn das wahr ist, so wachsen noch Feigen und Pfirsiche hier auf meinem Stoppelfelde!" rief Spahnzel und fuhr sich mit der Hand durch seine struppigen grauen Haare. „Mit dem Rücken sieht er sein feines Liebchen an? I du meine Güte, warum nicht durch das Oehr einer vorgehaltenen Nadel? Es ist ein spaßhaft lustiges Ding, fix um die Ecke zu gucken, wenn man sich nicht beobachtet weiß. Und ein feines Liebchen trauern zu sehen, gießt Balsam in ein heißes Herz,

das vor lauter Liebe lichterloh brennt, zumal wenn ein Gebot existirt, das auf jeden offenen Blick und auf jedes vom Herzen kommende Wort die Strafe der Verweisung aus dem Paradiese setzt! Wie ist's möglich, daß ein Frauenzimmerchen von den guten Anlagen des feinen Mamsellchens sich so leicht hinters Licht führen lassen kann? Der Franz ist ein kreuzbraver Bursche, kein gewissenloser Schuft, und ehe er das Herz eines fröhlichen jungen Mädchens bricht, maulschellt er sich lieber zu Tode!"

Während Spahnzel so sprach, wurden die Augen Henriettens größer und heller, und es sah wirklich aus, als ginge die Sonne in ihr auf. „Ach, wenn es wahr wäre, was Du sagst!" rief sie und hielt dem Alten ihre beiden kleinen Hände hin. „Ich könnte Dich herzen und küssen wie einen Vater!"

„Beileibe nicht, Mamsellchen!" fuhr dieser fort. „Das Herzen und Küssen wird schon Franz besorgen, sobald die rechte Stunde schlägt, und wenn das liebe, feine Frauenzimmerchen ihm fleißig dabei helfen will, macht er's gewiß tausendmal besser als ein halbverwitterter Knasterbart."

Henriette erröthete bis in die Stirn, ihr Blick aber ruhte selig lächelnd auf den groben Zügen des Alten, der so trostvolle Worte zu ihr gesprochen hatte.

Aus der Ferne ließ sich das Wiehern eines Pferdes hören.

„Ich glaube, Franz kommt zurück", sagte sie. „Wenn sein Pferd die Hofpforte sieht, begrüßt es sie immer mit frohem Gewieher. Ich kann mich jetzt nicht vor ihm sehen lassen. Rede Du mit ihm und horche ihn aus. Du thust nichts Unrechtes, wenn Du mir wiedererzählst, was Du von ihm erfährst. Bleibst Du die Nacht auf dem Hofe?"

„Ich würde es thun, hätte ich dem Herrn Amtmann nicht versprochen, vor Nacht ihm Bericht über den Abschluß des mir übertragenen Geschäfts abzustatten", entgegnete Spahnzel. „Den jungen Reitersmann, der gar nicht schlecht im Sattel sitzt und Backen zum Anbeißen hat, weiß und roth wie Borsdorfer Aepfel, will ich zuvor noch auf ein paar Minuten sprechen. Sehe ich das Mamsellchen nicht wieder, so nehme ich durch ein Zeichen, nur uns beiden verständlich, Abschied. Schlägt die Wachtel neunmal, ohne abzusetzen, und sie thut es manchmal, so ist Alles in Ordnung und die Wasserflüsse der Augen dürfen versiegen."

Franz parirte sein Pferd mitten auf dem Hofe, als Henriette sich zurückzog, um ihrer in der Milchkammer beschäftigten Mutter zur Hand zu gehen. Bei dieser

Arbeit mochte eine halbe Stunde verflossen sein. Da schlug laut die Wachtel neunmal.

„O Gott!“ rief Henriette und ließ eine volle Milchschüssel, die sie eben abgerahmt hatte, auf den geziegelten Boden fallen. „Wie konnte ich auch so ungeschickt sein! Sei mir deshalb nicht böse, beste Mutter!“

„Was ist da böse zu sein, kleine Unruhe“, versetzte Cordula. „Scherben bringen Glück! Nur sammle sie auf, damit sich Niemand daran verletzt.“

Henriette kniete nieder und las mit einer Seligkeit, die sich nicht beschreiben läßt, die Scherben der irdenen Schüssel auf.

Zehntes Kapitel.

Franz besucht Theophil und macht diesem eine wichtige Mittheilung.

Theophil war sehr verdrießlich. Es wollte ihm mit dem Arbeiten heute gar nicht glücken. Er studirte in der Grammatik, wälzte das Lexikon, kaute an der Feder, schrieb, strich das Geschriebene wieder aus, begann abermals zu schreiben und auch darüber wieder einen dicken Strich zu machen, stampfte vor Aerger mit dem Fuße und fegte endlich Bücher und Schreibhefte mit einer kühnen Armbewegung vom Tische, um ihnen eine gründliche Bearbeitung mit den Füßen auf der nicht besonders saubern Diele zu Theil werden zu lassen.

„Diese verdammten langweiligen Sätze mit den endlosen Einschiebseln!“ brummte und schalt er. „Wenn ich den Cicero citiren und ihm den abgeschlagenen Kopf

festnageln könnte auf dem Rumpfe, er brächte doch keinen Stil in dies abgeschmackte Gewäsch! Ich wollte, dieser Subrector müßte acht Wochen lang alle Tage schwarze Suppe essen und dabei in dieser unheizbaren, windigen Dachstube sitzen, wo man die Ziegel mit dem Kopfe aufhebt, wenn man aus dem Bette steigt! Aber 's ist meinem Vater schon recht, daß er zwei Groschen für Frostsalbe hat ausgeben müssen, warum suchte er gerade dieses Prachtlogis aus! Freilich zum Amthof paßt dieser windschiefe Kasten, und zu verlangen ist's nicht, daß der Sohn besser wohnen soll als der Vater. Wenn nur der Kopf nicht darunter litte! Im Sommer hat mich die Sonne fast bei lebendigem Leibe gebraten, und dabei diese zutrauliche, wohlriechende Gesellschaft des Nachts! Und jetzt friere ich, daß mir die Gedanken ausgehen! Da möchte man ja lieber den Schusterpfriem führen als die Feder des Gelehrten. — Herein! zum Donnerwetter!"

Es war so stark angeklopft worden, daß die Thür des Dachzimmers, in welchem der sparsame Amtmann seinen zweiten Sohn einlogirt hatte, buchstäblich zitterte. Jetzt that sie sich auf und mit sporenklirrendem Fuße überschritt der starkgewordene, von Gesundheit strotzende Franz die Schwelle.

„Du, Franz?" sagte Theophil und bückte sich, um

die übel zugerichteten Bücher aufzuheben. „Und mit so glückselig feixendem Gesicht, als feierten wir Fastnacht und könnten uns in Pfannkuchen übersatt essen? Was gibt's denn so Herrliches, daß Dir so entsetzlich wohl ist in Deiner Haut?"

„Dir scheint nicht besonders wohl zu sein", erwiderte Franz, der sein feines Reitcostüm trug und einen ganz stattlichen jungen Mann abgab; „wenigstens siehst Du aus, als solltest Du morgen einen Besuch im Carcer machen oder Dich vom Calfactor durchwalken lassen. Gefällt Dir Dein Metier vielleicht nicht? Ich bin mit dem meinigen zufrieden."

Theophil warf die Bücher auf den Tisch und stieß dabei das Tintenfaß um.

„Recht so!" rief er. „Nicht die Bücher allein, auch die, welche diese Scharteken zusammengeschrieben haben, sollte man in Tinte ersäufen!"

„Bruder Theophil!" sagte Franz. „Ich erkenne Dich nicht wieder! Wenn das der Vater hörte!"

„Meinetwegen kannst Du's ihm sagen, daß ich wild geworden bin", entgegnete Theophil. „Es ist auch zu arg und aushalten kann das höchstens ein Werwolf! Da sieh Dir dies Fenster mit diesen in alle Farben spielenden Scheiben an, die nur halb durchsichtig sind, als wären sie von dünnem Horn! Dann hier den Ofen,

der alle Wärme in den Schornstein abgibt und der aus Sparsamkeit nur mit nassem Torf, der mir zugezählt wird, geheizt werden darf! Und endlich dort meine Garderobe!"

Theophil's Stimme klang weinerlich, als er den Arm ausstreckte und auf die verschiedenen Kleidungsstücke zeigte, die auf zwei großen Holzpflöcken an der Wand hingen.

„Sie ist ganz so, wie sie bei uns immer war", sagte Franz. „Hat sie jetzt Deinen Beifall nicht mehr?"

„Grau, blau, grün", fuhr Theophil ärgerlich fort, „ich weiß nicht, welche Nation sich diese drei Farben gewählt hat, um sie in ihrem Banner zu führen. Es fehlt nur noch Erbsengelb und Hochroth, dann wäre die Pracht unübertrefflich! Und was meinst Du wohl, was meine Mitschüler zu dieser Kappe sagen, mit der ich mein Haupt schmücken muß? Befühle meinen Hirnkasten, und Du wirst begreifen, daß ich Ursache habe, fürchterlich Klage zu führen! Ich kann nicht klar denken, wenn ich mir vorstelle, wie mich auch die bessern Kameraden alle Tage in der Klasse empfangen!"

„Stecke Dich hinter die Mutter", versetzte Franz, „oder besser noch, verdirb diese Anzüge! Bespritze den einen mit Tinte, den andern mit Leim oder recht

dickem Kleister! Nach beiden Klebematerien riecht es ja ungemein stark im ganzen Hause."

„Sie sind auch massenhaft vorhanden, denn mein krummbeiniger Wirth, der mir Atzung reicht, pappt den ganzen Tag und pfeift dazu immer eine und dieselbe Melodie. Uebrigens könnte Dein Rath gut sein, wäre die Ausführung nur leichter. Du kennst ja des Vaters Eigensinn! Widersetzt man sich seinen Anordnungen, so thut er erst recht, was er will."

„Leider sprichst Du die Wahrheit", erwiderte Franz; „wir können ja alle ein Lied davon singen. Indeß bei einiger Klugheit kommt man doch Schritt vor Schritt auf einen Seitenweg, den man dann ziemlich ungestört fortwandeln kann. Nur aus dem fortwährenden Brummen und Sticheln muß man sich nichts machen. Du hast das lebendige Beispiel an mir."

„Du bist um Deine Gelassenheit zu beneiden", sagte Theophil; „ich kann mich nicht halten und muß wiederbellen. Aber sprich, was führt Dich in die Stadt und warum bist Du so in Wix? Das Wetter ist zum Spazierenreiten doch wirklich nicht sehr einladend."

„Ich habe sechs Malter Weizen von dem weniger gut gerathenen, der so stark vom Brande befallen war, an den reichen Bäcker Schwiemel, der wegen schlechten Gewichts schon mehrmals Strafe zahlen mußte,

neulich verkauft und liefere die Frucht heute ab. Weil ich ihn als einen Mann kenne, der Andere gern übers Ohr haut, habe ich meine Maßregeln danach genommen und trotz seines Feilschens ihn doch übertölpelt. Er hat gut bezahlt und mein Alter war sehr zufrieden mit mir. Es setzte ein ganz nettes Douceur — für jeden Malter einen Fuchs. Da sind sie!"

Er griff in die Tasche und legte sechs ganz neue Dukaten auf den Tisch.

„Nimm Dir einen", fuhr der angehende Oekonom fort; „ich kann ihn entbehren und Dir wird er gute Dienste thun. Beißt der Vater nicht an, so kannst Du Dir mehr als eine moderne Mütze für das Geld kaufen und brauchst Dich von Deinen übermüthigen Kameraden nicht mehr huzen zu lassen."

„Darf ich wirklich, Franz?"

„Wenn ich's anders meinte, sagte ich es nicht. Greif' zu! Mit der Welt muß Jeder fortgehen, sonst wird er zerrieben oder verhungert!"

„Dann danke ich Dir aufrichtig, lieber Bruder!"

„Das ist eins, was mich zu Dir führt", fuhr Franz fort; „das Andere, was ich Dir mittheilen wollte, weil es Dich als Bruder doch auch interessiren muß, betrifft mich allein. Denke Dir, ich habe Aussicht, gleich nach überstandenen Lehrjahren — heißt das, wenn ich mir

gar nichts zu Schulden kommen lasse — noch längere Jahre auf dem Hofe zu bleiben!"

„Ist das so ein großes Glück?" bemerkte Theophil. „Ich habe doch immer gehört, daß ein Wechsel nach der Lehre von allen jungen Oekonomen gewünscht wird."

„Es kommt Alles auf die Stellung an, die man einnimmt", erwiderte Franz. „Sollte ich blos das Zusehen haben und gewissermaßen das fünfte Rad am Wagen sein, so würde ich mich bedanken. Bei den Anerbietungen aber, die mir Herr Bieberloh neuerdings in vollem Ernste gemacht hat, wäre ich Prügel werth, wenn ich sie von der Hand wiese. Ich baue darauf große, stolze Pläne und zweifle gar nicht, daß ich sie durchführe, wenn nicht sehr schlechte Menschen störend dazwischen treten. Darum werde ich auch Niemand vor der Zeit in meine Gedanken einweihen. Die Hauptsache ist, daß ich dem Vater imponire und dieser vor mir Respekt bekommt. Er läßt mir dann mehr freie Hand wie bisher und ich darf etwas wagen."

„Welche Stellung wirst Du denn einnehmen?" fragte Theophil, welchen die Freigebigkeit des Bruders aufrichtige Theilnahme mit diesem empfinden ließ, so wenig ihn sonst der Lebensberuf interessirte, den Franz sich aus wahrer Neigung gewählt hatte.

„Ich will es Dir sagen, wenn Du mir vorher versprichst, die Sache so lange geheim zu halten, bis ich sage: Nun darf es Jeder erfahren.“

„Von Herzen gern.“

„Die Hand darauf!“

„Da hast Du beide.“

„So höre! Herr Bieberloh will mich als Inspector engagiren und mir die Bewirthschaftung des ganzen großen Hofs so gut wie allein überlassen. Es ist das ein Beweis von Vertrauen, der fast seinesgleichen sucht. Eben darum soll nicht zu früh davon gesprochen werden, es könnten sich, fürchte ich, sonst leicht neidische Seelen finden, die mich verleumdeten und anschwärzten, um mich um die Gunst Herrn Bieberloh's zu bringen. Auch dem Vater muß die Sache noch lange ein Geheimniß bleiben, weil er mich für einen Aufschneider halten und, wäre er gut gelaunt, mich immer necken würde, wenn es mich am meisten verdrösse. Freust Du Dich nicht mit mir?“

Theophil würde gelogen haben, hätte er diese Frage seines Bruders mit ja beantwortet. Im strengsten Sinne des Worts beneiden konnte er Franz schon deshalb nicht, weil er selbst ja ganz andere Wege ging, die eines Tags ihm Aussichten auf eine weit glänzendere Lebensstellung eröffneten. Nur die Raschheit,

mit der sich Franz dem Ziele seines Strebens näherte, war ihm fatal; denn er mußte sich schon jetzt sagen, daß noch viele Jahre vergehen würden, ehe verhältnißmäßig seine Stellung mit der des Bruders sich werde vergleichen lassen. Darum verbarg er seinen Verdruß, den ihm dessen Mittheilung verursachte, hinter der Frage:

„Fassest Du die Zusage Deines Lehrherrn auch nicht zu sanguinisch auf? Ich würde auf bloße Worte in guter Laune gesprochen kein sehr großes Gewicht legen. Früher galt der Mann, wie das der Vater oft genug erzählt hat, nicht für den allerzuverlässigsten."

„Früher!" entgegnete Franz, den der Zweifel oder der Mangel an Glauben bei dem Bruder fast beleidigte. „Was kümmert mich das Gewesene, das Vergangene! Herr Bieberloh ist ein anderer Mann geworden, seit der Erfrorene an der Kirchhofsmauer den ewigen Schlaf schläft. Von Scherzen in ernsten Dingen oder losen Versprechungen ist er kein Freund. Ich weiß, was ich von ihm zu halten habe, und darum lasse ich mich nicht irre machen. Bleib' ich mir selber treu, so bin ich gewiß, der Inspectorposten auf dem Ziedersdorfer Oekonomiehof ist mir gesichert. Kommst Du übernächsten Sonntag nach Hause?"

„Da ich keinen Kirchendienst habe, möchte ich den

Amthof wohl einmal wiedersehen. Man wird ganz fremd, wenn man sich wochenlang nicht spricht. Was treibt Eugenie? Hält sie noch gute Freundschaft mit Deiner Kleinen?"

„Mit wem?" fragte Franz und ward ganz verlegen.

„Gott, stelle Dich doch nicht, als wüßtest Du nicht, wen ich meine! Ich kann mich nur nicht gleich auf den Namen besinnen. Ein niedliches Ding, die Kleine. Schade nur, daß sie ein halbes Findelkind ist!"

„Ach, von Henriette Bieberloh sprichst Du!" sagte mit erkünstelter Gleichgültigkeit Franz und schlug mit der Reitgerte spielend die Stulpen seiner Stiefeln. „O, der geht es, soviel ich beurtheilen kann, ganz gut, denn Du wirst einsehen, daß mir wenig Zeit übrig bleibt, mich um Persönlichkeiten zu kümmern, die mich nichts angehen. Von der gnädigen Frau hörte ich vor einigen Tagen, Henriette sehne sich zurück in den Amthof."

„In das alte baufällige Geniste, wo der Winter noch unerträglicher ist als in diesem Loche hier? Nun, das ist ein merkwürdiger Geschmack, den ich wahrhaftig mit der Kleinen nicht theilen würde, wenn ich im Ziedersdorfer Herrenhause wohnte."

„Nicht wahr? Ja, 's ist seltsam und ich kann es

so wenig wie Du begreifen. Aber ihre Mutter sagt, Jettchen langweile sich, weil es so einsam sei im Oekonomiehofe und weil sie gar keinen passenden Umgang habe. Daß sie an unserer Schwester mit inniger, aufrichtiger Liebe hängt, habe ich längst schon gemerkt. Sie scheint überhaupt sehr gefühlvoll und recht anschmiegsam zu sein, wenn sie Jemand gern leiden mag."

„Duzt Ihr Euch noch?" fragte Theophil obenhin.

„Wahrhaftig, das weiß ich selber nicht", erwiderte Franz lachend. „Wir sehen uns nur bei Tische und da nennen wir uns, glaube ich, gar nicht. Ich will aber von heute an doch Achtung geben, ob mich Jettchen noch franzt. Es würde mir ganz rasenden Spaß machen!"

Theophil setzte sich hinter den Tisch und stützte seufzend den Kopf auf den Arm.

„Bist Du unwohl?" fragte der Bruder.

„Ach nein, bisweilen aber könnte ich Dich beneiden und möchte an Deiner Stelle sein! Wenn man sich Tag für Tag den Kopf zerbrechen muß und der dumme Schädel will nicht, wie er soll, da hört das Vergnügen beim Studiren auf. Bist Du müde vom Arbeiten, so ruhst Du Dich aus oder machst einen Ritt, und ich kann nicht einmal spazieren gehen, wenn ich mit dem Scriptum nicht fertig werde."

„Da habe ich Dich ja gestört und störe Dich noch.“

„Im Gegentheil, es war mir lieb, daß Du in mein Museum tratest, ich hätte sonst wahrscheinlich dummes Zeug gemacht. Jetzt bin ich kühler geworden, und nun wird es wohl besser gehen. Also übernächsten Sonntag! Kommst Du auch herüber?“

„Auf jeden Fall! Und wenn ich die gnädige Frau auffingen kann, daß sie nach Tische nachkommt, dann kannst Du Dir Henriette auch einmal wieder begucken und sehen, ob sie sich sehr verändert hat. Mir kommt es vor, als sei sie etwas stärker und in gleichem Verhältniß ernster geworden. Für ein junges Mädchen ist sie mir zu ernst; ich mag die lustigen Finken, die immer lachen, singen und springen, weit lieber. Geht's Dir auch so, Theophil?“

„Darüber habe ich wirklich noch nicht nachgedacht“, versetzte dieser, „und vorerst werde ich wohl auch keine Zeit dazu finden, denn will ich mich bis Ostern nach Secunda aufschwingen, so muß ich übermäßig fleißig sein und arbeiten, daß mir der Kopf brennt.“

„Nur überarbeite Dich nicht“, bemerkte Franz. „Ich habe es an mir selbst erfahren, daß man sein bitterster Feind ist, wenn man seinen Kräften mehr zumuthet, als sie leisten können. Seit ich das nicht mehr thue, will es mir scheinen, als könne mich einstmals das

Glück wenigstens von der Seite anlächeln. Mach's also ganz wie unsere Bauern, die Alles stäte angehen lassen, sich bei den schwersten Arbeiten immer die meiste Zeit nehmen und dabei stets gesund und rüstig bleiben."

„Eine Bauernregel, die ich mir hinters Ohr und, sollte ich deren Richtigkeit erkennen, auch ins Herz schreiben will. Unser backenbärtiger Brummbär, der schrecklich gelehrte Subrector, der in allen Sätteln gerecht ist, mag freilich nichts vom langsamen Arbeiten wissen. Bei ihm muß Jeder mit Schnellpost fahren, und wer das nicht versteht, der sinkt in seiner Achtung und wird ohne Gnade in die Rubrik der faulenzenden Dummköpfe einregistrirt. Lebe wohl, Franz!"

Theophil reichte dem Bruder die Hand. Dieser drückte sie herzlich, forderte ihn auf, von dem Gelde sich zunächst eine neue Mütze zuzulegen und in dieser sich beim nächsten Besuch im Amthofe zu präsentiren, und verließ in sehr zufriedener Stimmung das ungemüthliche, enge Dachstübchen, in dem sich Theophil zu einem großen Gelehrten ausbilden sollte. Sein Loos kam ihm beneidenswerth vor, und als er klirrenden Schrittes die morschen Treppenstufen hinunterpolterte, rief er sich ermuthigend zu:

„Klage nicht, Franz! Halte aus und arbeite stäte fort, vielleicht hebst du dann selbst als Stiefkind des Glücks noch einen Schatz, der dir forthilft über gute und böse Tage und auch die Noth des Lebens dich muthig ertragen läßt.“

Elftes Kapitel.

Ein Anerbieten Bieberloh's, auf welches Franz stolze Pläne baut.

Vier Jahre schon waren beinahe vergangen, seit der älteste Sohn des Amtmanns Wunderlich seinen Einzug in den Oekonomiehof gehalten hatte. Franz hatte in dieser Zeit, so schwer ihm auch anfangs seine Lehrzeit wurde, viel gelernt und Mancherlei erlebt, und blickte er zurück in die Vergangenheit, so mußte er sich gestehen, daß er große Ursache habe, dankbar zu sein. Der anfangs unfreundliche, strenge und bodenlos eigensinnige Lehrherr hatte sich für ihn in einen väterlichen Freund verwandelt, der ihm nicht mehr barsch den Mund verbot, sondern häufig sogar sein Urtheil zu hören wünschte. Die Frau des Hauses, Frau Cordula, ihm von Anfang an zugethan, war stets dieselbe geblieben, nur daß ihre früher oft sehr verschleierten

Augen jetzt heiter blickten. Auf Franz ruhten sie immer sanft und mild, und es kam dem jungen Oekonomen oft vor, als richteten sie die Frage an ihn: „Wirst Du auch noch länger bei uns bleiben, als Deine Lehrzeit es verlangt?"

Diese lief in den nächsten Wochen ab. Franz glaubte zu bemerken, daß Cordula's Blicke immer fragender wurden, und diese Wahrnehmung machte ihn sehr glücklich, nicht aber eingebildet oder gar übermüthig. Von der Abrede zwischen ihm und Herrn Bieberloh wußte Cordula so wenig wie Henriette oder ein Bewohner des Amthofs. Franz hatte sich außer seinem Bruder Theophil Niemand offenbart, und dieser hielt reinen Mund aus rein egoistischen Beweggründen. Machte Franz so schnell Carrière, dann mußte Theophil trotz seines höhern Strebens hinter dem Bruder zurückstehen, und das war gar nicht nach seinem Sinne. Um wo möglich gleichen Schritt mit ihm zu halten, warf er sich mit großem Eifer aufs Lernen und brachte es im Wissen so weit, daß er ungefähr einen Monat nach Ablauf der Lehrzeit des Bruders Bürger der ersten Klasse des Gymnasiums zu werden sichere Aussicht hatte.

Selten sahen sich die Brüder, und wenn sie zufällig im Amthofe für kurze Zeit zusammentrafen, fanden sie

keine Zeit zu vertraulichem Gedankenaustausch. So erfuhr denn keiner genau die Verhältnisse des andern und keiner ward eingeweiht in die Aussichten, welche sich beiden öffneten.

Im Amthofe war Alles beim Alten geblieben. Dennoch fanden die Brüder, so oft sie Aeltern und Geschwister besuchten, Vieles anders, als es zu ihrer Zeit gewesen war. Weder in der Hausordnung noch in der Lebensweise war ein Wandel eingetreten, da der Amtmann einen solchen um keinen Preis gestattet haben würde. Man trank wie sonst noch immer zum Frühstück den unschuldigen Schlüsselblumen- oder Himmelschlüsselthee ohne Zucker, und der Amtmann jagte, wie ehedem Franz, Eugenie und Theophil, so jetzt deren jüngere Geschwister, wenn es kalt ward, früh aus dem Bette, damit sie ihm Holz sägen oder die Luken im Schindeldach verstopfen hülfen, um das Hereinwehen des Schnees zu verhindern. Was die vom Hause abwesenden Brüder verändert fanden, das erklärte sich durch die Jahre, die, trotzdem daß es nur wenige waren, doch an keinem einzigen Bewohner des Amthofs spurlos vorübergegangen waren. Der Amtmann polterte noch immer, wenn nicht Alles nach seinem Kopfe ging, es fehlte aber die rechte Ausdauer, denn er war doch etwas bequemer und dadurch nach-

giebiger geworden. Diese günstigen Momente benutzte die kluge Frau, um die Zügel des Hausregiments etwas kürzer zu fassen, was Vater Wunderlich, eben weil er es nicht merkte, ruhig geschehen ließ. Eugenie, zur vollen Jungfrau herangewachsen, maßte sich von selbst an, obwohl sie keinen herrschsüchtigen Charakter besaß, die Gouvernante ihrer jüngern Geschwister zu spielen, und da die Mutter ohnehin im Hauswesen genug zu thun hatte, so ließ sie die älteste Tochter, die ihr unaufgefordert eine Last abnahm, gern gewähren. Unverändert in jeder Beziehung war nur die alte Martha geblieben. Diese treue Seele nahm, wie sie stets gethan hatte, die Schuld Anderer auf sich, wenn diese etwas vollbrachten, was Unzufriedenheit erregen konnte, ließ sich vom Amtmann ausschelten und that nur um so gewissenhafter ihre Pflicht.

Zwischen Franz und Eugenien hatte sich während des letzten Jahres ein Verhältniß eigenthümlicher Art herausgebildet. Die Geschwister schrieben sich offene Briefe, die Jedermann lesen konnte und in denen gar nichts als das Allergewöhnlichste stand. Franz war zuerst auf den Gedanken gekommen, diese Art schriftlicher Mittheilung zu wählen, weil er den Vater nicht mißtrauisch machen wollte. Dennoch waren diese offenen Zettel, die zwischen Amt- und Oekonomiehof durch

Hirten, Frauen, Knechte und Kinder hin und her getragen wurden, überaus inhaltreich. Bruder und Schwester hatten sich nämlich über eine Art Zigeunersprache verständigt, die sie gemeinschaftlich erfanden und die eben deshalb außer ihnen Niemand verstehen konnte. Mit Hülfe dieses Kauderwelsch, das Andere höchstens seiner Leerheit wegen langweilig finden mochten, theilten sie sich die wichtigsten Dinge mit. Jede Beschäftigung im Hause, die Franz aufgetragen ward, hatte eine Bedeutung, die sich auf seine Stimmung, auf seine Stellung zu Bieberloh und dessen Gattin und insbesondere auf sein Verhältniß zu Henrietten bezog, das nach Spahnzel's Gespräch mit dieser sehr bald einen vertraulichen Charakter annahm, den jedoch beide junge Leute vor Jedermann geheim hielten.

So war Eugenie von Allem, was Franz betraf genau unterrichtet. Sie wußte, mit welchen Plänen und Wünschen sich der strebsame Bruder trug, und erfuhr, was Henriette darüber dachte. Eile hatte keins von beiden. Es war beschlossene Sache, geduldig zu warten, sich nicht zu verrathen und scheinbar gleichgültig neben einander fortzuleben.

Der Amtmann kam bisweilen, wenn er mit seiner Frau Familienverhältnisse zu besprechen hatte, auf die „kindischen Dummheiten" seines Aeltesten zurück und

lobte sich dann selbst wegen der Kurmethode, die er eingeschlagen und die so treffliche Wirkung gehabt hatte.

„Gründlich kurirt!“ pflegte er dann wohl mit Selbstbewußtsein zu sagen, indem seine hohe Stirn von Glückseligkeit erglänzte. „Und wie frisch sieht der Junge seitdem aus! Ein Wunder wär' es nicht, wenn sich jetzt das Mädel in ihn vergaffte. Aber die Jette ist zu scheu geworden, und unser Franz sagt mit jedem Blicke, den er ihr schenkt: Laß mich in Ruhe, Hexe, die Liebe meiner Aeltern steht mir höher als der schmelzende Glanz Deiner Schmachtaugen! Und so will ich, daß meine Kinder sein sollen, sonst erkenne ich sie nicht an. Bis zur Mündigkeit müssen alle Ordre pariren, ohne zu mucksen!“

Wenn der Amtmann so radotirte, pflichtete die Mutter ihm bei, weil sie wußte, daß er Widerspruch nicht geduldet haben würde; im Herzen aber war sie anderer Ansicht. Sie glaubte weder an die Gleichgültigkeit, die ihr Sohn zur Schau trug, noch wollte es ihr wahrscheinlich vorkommen, daß die sinnige Henriette so plötzlich ihr Herz bezwungen haben und doch fröhlich dabei geblieben sein könne. Nachfrage zu halten oder den Sohn deshalb auszuforschen, hielt sie auch nicht für zweckdienlich, weshalb sie sich in Schweigen

hüllte, den Sohn aber, an dem sie nichts Tadelnswerthes entdecken konnte, fortwährend beobachtete.

Kurz vor dem Ende seiner Lehrzeit beschied Bieberloh den jungen Wunderlich in einer stillen Abendstunde zu sich in dasselbe verräucherte Kabinet, welches der stark gealterte Besitzer des Oekonomiehofs noch immer aufsuchte, wenn er ungestört arbeiten wollte. Seine Kräfte hatten sehr abgenommen, sodaß er sich in jeder Beziehung schonen mußte. Am schwersten fiel ihm das Gehen, da er oft an geschwollenen und schmerzenden Füßen litt. Er blieb deshalb meistentheils zu Hause, wo er sich auf einem Rollstuhle dahin fahren ließ, wo er glaubte, daß seine Gegenwart nöthig sei. Nach Feierabend ruhte Bieberloh gewöhnlich auf dem Ledersopha im großen Wohnzimmer, und hier mußte Franz, neben ihm sitzend, über die vollzogenen Tagesarbeiten Bericht erstatten.

Der Gerufene traf seinen Gebieter wie damals, als dieser ihn zum ersten Male einen Blick in sein verschleiertes Herz thun ließ. Er hatte geschrieben und Rechnungsauszüge gemacht.

„Nimm einen Stuhl und setze Dich zu mir", redete er Franz mit gesenkten Augenlidern an, die Hände in einander schlingend und beide Daumen bald vor-, bald rückwärts bewegend. „In drei Wochen bist Du der

Lehrzeit entwachsen und hast dann Anwartschaft auf Gehalt. Ich denke, Du kannst Dich als praktischer Landwirth vor den Leuten sehen lassen; wo es noch fehlt, da wird die Erfahrung Dich bald die rechten Wege einschlagen lehren. Ehe ich nun aber zu Dir sage: Franz, Du bist fertig und Dein eigener Herr, möchte ich von Dir erfahren, ob Du eingedenk geblieben bist der Rede, die Du im vorigen Herbst, wie es mir schien, mit Interesse anhörtest. Heute rufe ich sie in Dein Gedächtniß zurück und füge die Worte hinzu: Entscheide Dich! Einen Monat gebe ich Dir Zeit, länger nicht, denn sagst Du nein, so muß ich um mich eine große Aenderung eintreten lassen, diese aber will auch reiflich überlegt sein. Heute möchte ich nur Deine Gesinnung im Allgemeinen kennen lernen und von Dir selbst hören, wie Dir der Ziedersdorfer Hof mit seinen Einrichtungen und mit der Ordnung, wie ich sie eingeführt habe, gefällt. Sag's gerade heraus ohne Umschweife! Ich vertrage Tadel, wenn Du ihn begründen kannst; blinde Lobhudeleien sind mir, wie Du wissen mußt, verhaßt. Also in kurzen Worten: Was meinst Du? Was hältst Du von dem, was Dir nach vier Jahren sehr genau bekannt geworden sein muß?"

Franz faßte sich ein Herz und sprach ehrlich seine

Meinung aus, die nicht Alles unbedingt gut hieß. Bieberloh behielt seine Stellung bei und bewegte beistimmend den Kopf.

„Du hast für Vorzüge wie für Mängel einen scharfen Blick“, sprach er, als Franz schwieg, „und das ist, was mir an Dir gefällt. Bleibe ich noch einige Jahre am Leben, so würde sich die Bewirthschaftung des Hofs unter meinen Augen am besten fortführen lassen, wenn ich das leitende Haupt bliebe und Du meine vollziehende rechte Hand würdest. Entginge mir etwas, dann käme Dir es zu, mich darauf aufmerksam zu machen. Es wäre das ein leichtes Regieren, dem der Segen kaum fehlen würde. Hättest Du Lust, eine solche Theilung des Regiments mit mir zu versuchen? Binden sollst Du Dich nicht, sondern jederzeit mir den Kauf aufsagen können. Man kann ja nicht wissen, ob wir uns mit einander vertragen, wenn der eine Herr und der andere nicht mehr Untergebener ist. Solch Verhältniß will gelernt sein. Eine Probe aber ist es wohl werth.“

„Verehrter Herr Bieberloh“, entgegnete Franz, ganz berauscht von diesem Anerbieten, das ihn in dieser Form freudig überraschte, „ich bin ganz beschämt über das große Vertrauen, das Sie mir unverdienterweise schenken. Es soll aber mein Bestreben sein, es zu

verdienen, und wollen Sie nur Nachsicht mit mir haben, so werde ich ein Verhältniß gewiß nicht zu lösen suchen, das meinen Wünschen so ganz und gar entspricht."

Jetzt hob Bieberloh die schweren Augenlider, blickte Franz ein paar Sekunden in das freudeglänzende Gesicht und reichte ihm die Hand.

„Abgemacht!" sprach er. „Mit eins abgemacht ohne langes Hin und Her! Schriftliches brauchen wir nicht, denn ich bin noch einer von den Altmodischen, bei denen der Grundsatz: Ein Wort, ein Mann! mehr gilt als alle Verclausulirungen durch Advocaten oder Notare. Zum ersten August oder — wenn es Dir besser passen sollte — nach gänzlich beendeter Ernte stelle ich Dich dem gesammten Hofgesinde als denjenigen vor, dem sie zu gehorchen und von dem allein sie Befehle anzunehmen haben. Gehalt zahle ich Dir vorläufig nur hundert Thaler. Damit kommst Du aus, denn Du hast sonst Alles frei, gute Courtagen, wenn Du beim Getreidehandel auf meinen Vortheil siehst, und ein Reitpferd, das Du Dir selber auswählen kannst. Künftigen Sonnabend gebe ich Dir auf zwei Tage Urlaub, damit Du Deine Aeltern besuchen kannst. Ich denke mir, es wird ihnen lieber sein, Du machst ihnen mündlich Anzeige von unserm Abkommen als brieflich.

Ich weiß ja, daß der Herr Vater an Deiner unbeholfenen Federführung noch immer zu mäkeln hat. Na, laß sein! In der Hand eines tüchtigen Oekonomen ist der Gänsekiel nicht das Hauptinstrument. Von ihm werden ganz andere Dinge verlangt, welche den meisten federfertigen Herren, auch den hochgelehrten, gewöhnlich böhmische Dörfer sind."

Franz hatte natürlich gegen diese Anordnung seines großmüthigen Lehrherrn nicht die geringste Einwendung zu machen. Ihm war Alles genehm und Alles kam ihm grandios vor. Mit neunzehn Jahren Inspector auf einem der ersten Musterhöfe zu werden, hatte er in seinen glücklichsten Stunden nicht gehofft. Er hätte wie ein Falke in die Luft aufsteigen und sogleich über Wald und Feld zum Amthofe fliegen mögen, um der um diese Zeit am Herde beschäftigten Mutter durch den Schornstein zuzurufen, welch Glück ihm in den Schooß gefallen sei. Das war freilich nicht möglich. Allein aber mit sich herumtragen konnte er dieses Glück nicht; eine Seele wenigstens mußte darum wissen, um auch seine Freude mit durchzuempfinden. Und wer anders eignete sich mehr dazu als Henriette, die nie von Cordula's Seite wich und durch die Treue ihres Beistandes unter Anleitung ihrer Adoptivmutter sich binnen Jahresfrist fast Alles angeeignet hatte, was

einer Hofbesitzerin zu wissen und zu verstehen unerlaßlich ist.

Leichtfüßig, als wären ihm in der weichen Abendluft Flügel gewachsen, eilte Franz treppauf, treppab, um die Tochter des Hauses aufzusuchen. Ein paarmal wagte er auch ganz leise hinter der einen und andern Thür ihren Namen zu rufen, weil er nicht wußte, ob er auch störe, wenn er ohne Erlaubniß in Räume eindringe, welche unter Henriettens specieller Aufsicht standen. Seine Anfragen blieben aber überall, wo das junge Mädchen verkehrte, unbeantwortet.

Nachdem er fast das ganze sehr weitläufig und winklig gebaute Haus durchstreift hatte, vernahm er Tritte auf einer schmalen Treppe, die zum Boden eines Erkerausbaus führte, welcher zur Aufbewahrung des rohen Flachses benutzt ward. Franz näherte sich diesem Aufstieg und gewahrte Henriette mit einem Ballen des feinsten Flachses auf dem Arm, den sie an die Mägde des Hofs auf Befehl ihres Vaters vertheilen wollte. Bieberloh pflegte nämlich regelmäßig beim Beginnen der Erntearbeiten alle dabei betheiligten Mägde mit einer Quantität Flachs zu beschenken, weniger aus angeborener Freigebigkeit, als um ihnen mehr Lust zum Spinnen zu machen. Denn schnurrten in den langen Winterabenden die Räder recht fleißig in der großen

Gesindestube, so mehrte sich auch der Vorrath in seiner Garnkammer, die dem praktischen Hofbesitzer viel Freude machte.

Franz nahm Henrietten die schimmernde Last ab, indem er ihr zuflüsterte:

„Eben hat Herr Bieberloh über mich das Loos geworfen."

„Ach du lieber Gott!" unterbrach ihn das Mädchen drückte die Hände gegen die Brust und senkte das Haupt.

„Erschrick nur nicht!" fuhr Franz fort, ihr voranschreitend. „Mir ist ein erträgliches Schicksal gefallen; ich bleibe auf dem Hofe, solange es mir gefällt, und werde Inspector."

„Ist es wahr?" rief Henriette und athmete tief und froh auf. „Solange es Dir gefällt?"

„Herr Bieberloh hat das ausdrücklich gesagt, weil er mir nicht in meinem Glücke hinderlich sein will. Bin ich unzufrieden mit meiner Stellung, so kann ich sie aufgeben und gehen, wohin ich Lust habe. Daran denke ich aber nicht."

„Wirklich nicht?"

„Gewiß und wahrhaftig nicht, Jettchen! Wo sollte ich lieber sein als hier, wo ich eingewohnt bin und Alles genau kenne? Jetzt sollst Du auch bei mir reiten

lernen, denn da ich mein eigener Herr bin, kann Dein Vater mir nicht verbieten, daß ich Dir Reitunterricht gebe."

„Wenn er es aber dennoch thut? Du weißt, in gewissen Dingen ist er sehr eigensinnig, und zusammen ausreiten läßt er uns ganz gewiß nicht."

„Es kommt Alles darauf an, wie man eine Sache angreift", erwiderte Franz. „Laß mir freie Hand und thue, was ich Dir sage! Mein Vater wird auch Augen machen, wenn ich ihm nächsten Sonnabend diese Bescherung zum Abendbrod aufsetze! Keine Mohnmilch wird ihm jemals so gut geschmeckt haben, und wenn ich's nur recht pfiffig anfange — na, es müßte doch mit Kräutern zugehen —"

„Was?" fragte Henriette und blieb stehen.

„Frage jetzt nicht!" fuhr Franz fort. „Dein Vater geht mit der Mutter über den Hausflur. Wahrscheinlich theilt er ihr unser Abkommen mit. Da, Jettchen, nimm den Packen zurück, ich möchte Deinen Aeltern jetzt nicht mit Dir begegnen. Wir finden später wohl Zeit, unsere Gedanken und Ansichten gelegentlich auszutauschen. Ich eile auf mein Zimmer, um Eugenien brieflich einen Wink zu geben. Die Schwester muß zuerst erfahren, was sich hier zugetragen hat und wie ein Haus, das mir anfangs den Angstschweiß

aus allen Poren preßte, sich nach und nach in einen reizenden Paradiesgarten für mich verwandelt hat.“

Franz drückte Henrietten flüchtig die Hand und huschte wie ein Schatten in sein Mansardenzimmer.

Zwölftes Kapitel.

Franz und Henriette finden sich. — Ein Horcher. — Was ein kluger Brief thun kann. — Ende.

Cordula Bieberloh war ausgefahren, um der Familie Wunderlich einen längst versprochenen Besuch abzustatten. Adelheid schickte Boten über Boten, welche mündliche und schriftliche Einladungen auf den Dekonomiehof trugen, wo Franz seit kurzem als Inspector fungirte. Der Amtmann, jetzt stolz auf seinen Sohn, machte sich frei, so oft er konnte, ließ die jüngern Brüder des Dekonomen, der immer Sporen trug, wenn er sich im Amthofe sehen ließ, ihre besten Kleider, vom Dorfschneider aufs Wachsthum zugeschnitten, anlegen und ging mit ihnen von Freund zu Freund, von Bekannten zu Bekannten. Er konnte vor Niemand damit zurückhalten, was für ein Kerl aus Franz geworden war und was möglicherweise noch Alles aus ihm werden könnte.

Zuerst wurde der nur „gediegene" Bücher lesende Müller von dem Avancement des Sohnes unterrichtet. Das war der rechte Mann, des Amtmanns Glück schnell überall bekannt zu machen, denn wer in der Sägemühle nicht vorkam, um mahlen zu lassen, der ging dahin, um Brod zu kaufen. Und der stets zufrieden lächelnde Mehlhose konnte ein Geheimniß keinen Tag lang für sich behalten, schon weil er den gemeinen Leuten gegenüber immer der Wissende sein wollte.

„Mein Großer kann's, fährt er so fort, noch bis zum Domänenpachter bringen, und das ist ein ganz leckerer Bissen Brod", hatte sich der Amtmann gegen den freundlichen Müller geäußert und mit diesem eine ganze Flasche Rheinwein auf den Domänenpachter in spe ausgetrunken, während die kleinen Wunderliche so lange von dem vorgesetzten Honig aßen, bis sie Leibweh bekamen.

Mit dem Herrn Inspector, denn anders nannte der sehr glückliche Vater seinen Sohn jetzt nicht, trat der Amtmann in Correspondenz, mit dem Lehrlinge, in dem er blos einen Mistfinken sah, hatte er nur ausnahmsweise Briefe gewechselt. Selbst zu kostspieligen Portoausgaben verstieg sich der so sparsame Hausvater, weil er wünschte, daß auch der Postmeister, der als ehemaliger Major und alter, wenn auch verarmter

Edelmann, doch zu den angesehensten Honoratioren der Stadt gehörte, die Standeserhöhung seines Erstgeborenen erfahre.

Cordula war, da sie sich bitten ließ, weil sie ungern ihre Häuslichkeit verließ, nach mehrmaligem vergeblichen Anfragen zuletzt direct vom Amtmann gebeten worden, seine Amtswohnung doch einige Stunden mit ihrer Gegenwart zu beehren. Er wünschte aufrichtig der Dame, die seinem Sohne so viel Gutes erwiesen hatte, noch ganz besonders seinen Dank im eigenen Hause abzustatten, obwohl er dies in Person und mündlich schon im Oekonomiehofe unmittelbar nach der Ernennung seines Aeltesten zum Inspector gethan hatte.

Ehe Frau Cordula ihre Wohnung verließ, empfahl sie Henrietten, des leidenden Vaters, der zwar geistig heiter, wegen der heftigen Gliederschmerzen aber, die ihn peinigten, immer sehr unruhig war, sich recht liebevoll anzunehmen. Sie würde dieselbe Bitte auch Franz ans Herz gelegt haben, wäre dieser nicht auf dem Felde beschäftigt gewesen.

Bieberloh ruhte anfangs in seinem Rollstuhle, dessen er sich auch im großen Wohnzimmer bediente, und las etwas alt gewordene Zeitungen, die ihm der Amtmann durch Spahnzel zugeschickt hatte. Von politischer Neugierde wurden die Leute damals wenig geplagt;

die Meisten kümmerten sich um Politik gar nicht, und so nahm man sich, besonders auf dem Lande, wo es nöthigere Dinge zu thun gab, mit dem Lesen der ziemlich leeren Blätter Zeit.

Der kränkelnde Hofbesitzer, nach dessen Wünschen die häufig ab und zu gehende Henriette sich fleißig erkundigte, ward denn auch bald der trockenen Lectüre überdrüssig, fing an zu gähnen, ließ das Blatt der schlaffen Hand entgleiten und schlief in seinem Rollstuhle ein.

Im Hofe herrschte vollkommenste Ruhe, denn alles Gesinde war theils im Baumgarten, theils auf den Aeckern beschäftigt. Nur die Tauben gurrten, der welsche Hahn ließ bisweilen sein zorniges Geschrei hören, wenn ihm irgend etwas nicht gefiel, und der wachsame Ali knurrte, so oft ein fremdartiger Ton sich hören ließ.

Mehrmals schon hatte Henriette nach dem Vater gesehen und ihn immer sanft schlafend gefunden. Die Wirthschaft war besorgt, Niemand bedurfte ihrer augenblicklich, und so trat sie unter die alte Pforte und beobachtete den Flug der Zugvögel, die in großen Schwärmen und hoch in der Luft über den Hof dem wärmern Süden zusteuerten.

Die Luft war heiter, aber kühl, und der Schein der niedergehenden Sonne hatte jenen matten, falben Glanz, der immer ein sicherer Bote herbstlich kühler Witterung ist.

Wie das Mädchen, in stille Betrachtungen verloren, so unthätig dastand, sah sie sich plötzlich von gurrenden Tauben, ihren Lieblingsthieren, umhüpft, die ihre feinen, niedlichen Köpfchen zur Seite bogen und zu ihr aufsahen, als wollten sie sagen: „Thue doch Deine milde Hand auf und reiche uns Nahrung!"

Henriette ließ sich alsbald willig finden, holte die Schwinge mit dem Futter, das Franz sehr pünktlich herbeischaffte, und streute es in reichlicher Menge rund um das Taubenhaus. Eine Zeit lang erfreute sie sich an dem Picken und Hin- und Herflattern der wenig schüchternen Thiere, und als sie alle befriedigt sah, dachte sie wieder an den Vater, der ihrer vielleicht bedurfte.

Sogleich kehrte sie um, eilte zurück zum Hause und legte ihr Gesicht dicht an die kleinen, viereckigen Fensterscheiben, die sich im Abendroth purpurn färbten. Nein, Bieberloh bedurfte der Tochter nicht, denn er schlief noch ebenso sanft wie früher.

Henriette wendete sich vom Hause wieder ab und schritt dem Ziergarten zu, in dessen Mitte das Lusthaus von Goldrauch umflutet lag. Dorthin zog es sie jetzt, um einmal von aller Welt abgeschlossen mit ihren Gedanken ganz allein zu sein.

In dem Augenblicke, als Henriette das Gartenthor hinter sich zudrückte, kam Franz, in langsamem Schritte

reitend, vom Felde zurück. Man konnte den Tritt des Pferdes auf dem staubigen Feldwege im Oekonomiehofe nicht hören, Franz aber gewahrte, im Sattel sich hebend, die Gestalt des jungen Mädchens, das, von Sonnengold umflossen, einer andern Welt anzugehören schien und in das Lusthaus schlüpfte, als der junge Inspector eben vom Pferde stieg.

„Das trifft sich gut", rief Franz sich zu und führte sein gehorsames Thier, das heute nicht wieherte, möglichst geräuschlos in den Stall. Alles Hofgesinde war noch draußen im Freien beschäftigt, Cordula bei seinen Aeltern, und da Henriette das Lusthaus im Garten aufsuchen konnte, mußte Herr Bieberloh unbedingt sie absichtlich fortgeschickt haben oder schlafen.

Um ganz sicher zu gehen, schnallte er die Sporen ab, schlich auf den Zehen zu Ali, den er hinter den Ohren kraute, damit er sich ja ruhig verhalte, und warf dann, wie kurz vor ihm Henriette, einen Blick durchs Fenster in das Wohngemach des Herrenhauses.

„Richtig, er schläft!" sprach er halblaut zu sich selbst und sein Auge leuchtete. „Jettchen ist allein und Niemand stört uns. Ich wäre ein Thor, wenn ich einen so günstigen Moment nicht benutzte."

Wenige rasche Schritte brachten ihn zur Gitterthür des Ziergartens, die er etwas hastig aufstieß und

etwas unvorsichtig ziemlich geräuschvoll hinter sich wieder zuschlagen ließ. Bei dem scharf klappenden Tone fuhr Henriette aus ihren Gedanken auf, die keineswegs trauriger Art waren, und Bieberloh erwachte. Der ruhige Schlaf hatte ihn gestärkt und er fühlte sich kräftiger als seit langer Zeit. Aber ihm fehlte doch etwas, und das Fehlende suchte er mit den Augen in allen Winkeln des schon dunkel werdenden Zimmers.

„Warum soll ich das Kind stören!" sagte er nach einer Weile. „Jettchen hat gewiß mehrmals nach mir gesehen, denn sie ist gewissenhaft und treu, nun aber hat sie die Abendsonne wohl ins Freie gelockt. Mag sie da weilen und sich in der Luft ergehen! Ich finde den Weg in den Keller wohl selber, um mir eine Herzstärkung zu holen, nach der ich lechze."

Bieberloh verließ seinen Rollstuhl, ergriff den Stock, der ihm zur Stütze diente, wenn er über Treppen und Gänge wanderte, öffnete den Schlüsselschrank und nahm die beiden Schlüssel heraus, welche die Kellerräume erschlossen. Licht zu seinem Gange brauchte der Besitzer des Oekonomiehofs nicht, denn er war unzählige Male in den ihm sehr genau bekannten Gewölben gewesen.

„Franz!" rief Henriette, als sie den Sohn des Amtmanns die Thür des Lusthauses öffnen und mit der Frage den Kopf durch den Spalt schieben sah:

„Ist's erlaubt oder werde ich fortgejagt?"

Henriette streckte glücklich lächelnd beide Hände dem jungen Inspector entgegen, der schnell an ihrer Seite stand, sie im Arme hielt, ihr in die sonnigen Augen sah und dann ausrief:

„Es hilft nichts, Jettchen, es muß heraus, was mich vor Angst und Seligkeit fast umbringt, und wenn sich die Erde unter unsern Füßen aufthut! Ich habe Dich zu lieb und kann nicht ohne Dich leben! Wenn Du nur wolltest, wie ich will, so könnten wir ganz unaussprechlich glücklich werden!"

Henriette blieb Franz auf diese stürmische Anrede jede Antwort schuldig, aber sie verbarg ihr hochrothes Gesicht an seiner Brust, und als er ihre Lippen suchte, entzog sie ihm dieselben nicht.

„Hast Du mich lieb?" fuhr Franz ungestüm fort. „Bist Du entschlossen, mit mir auszuhalten und zu tragen, was auch geschehen möge? Denn geht es mir hier nicht nach Wunsch, so verlasse ich die Heimat, ziehe nach Ungarn und nehme Dich mit!"

„Um Gotteswillen, Franz, nach Ungarn!" rief Henriette erschrocken und machte sich von ihm los. „Ueberall hin will ich Dir folgen, nur nicht nach Ungarn, wo es dem armen Vater so schlimm ergangen ist!"

„Nun, dann laſſ' es nach Polen ſein oder Amerika! Mir iſt jedes Stück Erde recht, wenn es nur Platz gewährt für eine Hütte, in der wir wohnen und zufrieden leben können."

„Sollte das hier nicht auch möglich ſein?" erlaubte ſich Henriette einzuwerfen und ſah dabei ſehr ſchlau und doch kindlich naiv aus. „Der Vater kann Dich kaum entbehren, und wenn ſeine Schwäche noch zunehmen ſollte — ſieh, Franz, Inſpector biſt Du doch ſchon —"

„Allerdings, Närrchen, das iſt aber doch keine Stellung, auf die ſich Haus und Herd bauen laſſen!"

„Der Vater müßte in ſolchem Falle den ganzen Hof verpachten, und da läge es doch ſehr nahe —"

„Daß ich den Pachter ſpielte, meinſt Du?"

Henriette lächelte Franz an und nickte mit dem Kopfe.

„Ein ſchöner Gedanke, bei dem mir nur leider der Kopf zu ſchmerzen beginnt. Wie leicht kann man Unglück haben! Es gibt ſchlechte Jahre, Mißwachs fällt ein —"

„Der Vater hat den Gedanken aber auch ſchon gehabt", unterbrach ihn Henriette, „und die Mutter widerſprach nicht, als er ſie fragte, was ſie davon halte. Nur zu jung wollte ſie Dich finden, darin aber ſtimme ich ihr gar nicht bei."

„Ich auch nicht, Herzblättchen", versetzte Franz. „Gescheidt jedoch müssen wir beide sein, sonst können alle unsere Pläne, Wünsche und Hoffnungen ins Wasser fallen. Still! Hörtest Du nichts?"

„Ich glaube, es raschelte etwas."

„Trennen wir uns, damit kein Neidischer uns belauscht! Also gescheidt sein, Jettchen, sich gegen Niemand etwas merken lassen und mich lieb behalten! Auf mich kannst Du Kirchen bauen!"

„Auf mich Du ebenfalls!"

„Besiegeln wir unser Versprechen, wie's Menschen immer thun, die sich lieb haben!" rief Franz und zog Henriette wieder an sich. Als sie einen Kuß auf ihren Lippen brennen fühlte, raschelte oder schurrte es wieder, und dazu ließ sich ein dumpfes Husten vernehmen.

Die Liebenden prallten auseinander. Ueber Garten und Hofraum lag bereits kühle Dämmerung.

„Irgend Jemand kriecht in der Nähe herum", sagte Franz leise; „es kann uns aber in diesem Versteck doch Niemand weder gesehen noch gehört haben. Bleibe hier, bis Du dreimal niesen hörst, ich werde mich umsehen, ob auch Alles sicher ist."

Franz verließ das Lusthaus und ging behutsam in den Hof zurück, wo er Ali vor der Hausthür liegen fand. Der Hund stand auf, reckte sich und legte, sich

auf die Hinterbeine stellend, beide Vorderpfoten auf die Brust des jungen Mannes. Während dieser dem wachsamen Thiere schmeichelte, trat Bieberloh von Franz unbemerkt aus der Kellerthür, in der Rechten seinen Stock, in der Linken eine Flasche Wein. An der Zimmerthür blieb er stehen, schob die Flasche unter seinen kurzen Hauspelz und sagte freundlich:

„Bist Du eben gekommen, Franz? Wo Jettchen wohl steckt?"

„Ich will sie auf der Stelle suchen. Sie haben doch nicht schon nach ihr gerufen?"

„Gerufen nicht, aber gehustet! Ich wünsche, daß sie mir Zucker besorgt; ich habe so einen unangenehm bittern Geschmack im Munde."

Bieberloh trat ins Zimmer, Franz aber nieste nicht, sondern rief laut Henriettens Namen, bis diese aus dem Lusthause trat und sich ängstlich nach allen Seiten umsah. Franz winkte ihr zu.

„Stelle Dich unwissend und sieh ihn recht offen und keck an, wenn es ihm einfallen sollte, Dich auszufragen!" sagte er, als sie ihn streifte. „Er ist's gewesen, der hustete, also wird er aus dem hintern Fenster sich nach Dir umgesehen haben."

Am nächsten Morgen, als Franz von seinem ersten Inspectionsgange zurückkam, um mit dem besten Appetite

von der Welt sein Frühstück einzunehmen, das ihm gewöhnlich Henriette auftrug, sagte Cordula zu ihm, ihr Gatte wünsche, daß er zu ihm komme, ehe er ausreite, weil er ihm noch einige Aufträge zu geben habe. Das war eine Aufforderung, die nicht befremden konnte, wohl aber fiel Franz der sonderbare Ausdruck im Auge Cordula's auf, den er nie früher an der liebevollen, sanften Frau bemerkt hatte.

„Was die gute Madame wohl haben mag!“ dachte er und langte tüchtig zu. „Sie hat fast das Aussehen einer Person, der unerwartet ein großes Licht aufgegangen oder ein tiefes Geheimniß kund geworden ist.“

Damit war das Grübeln jedoch zu Ende. Franz stand gesättigt und sehr zufrieden mit sich und aller Welt vom Tische auf, schnallte sich auf seinem Mansardenzimmer die Sporen an und verfügte sich, die Reitgerte unter dem Arm, in Bieberloh's Privatkabinet.

Dieser saß auf seinem alten Drehschemel mit der kurzen Lehne und war eben beschäftigt, ein vor ihm stehendes Licht anzuzünden. Ohne sich stören zu lassen oder sich umzusehen, sagte er blos, als er die Thür gehen hörte:

„Bist Du es, Franz?“

„Zu dienen, gnädiger Herr“, gab dieser zur Antwort.

„Komm und nimm!“ fuhr Bieberloh fort und hob einen beschriebenen Bogen auf, der auf dem Pulte lag. „Ich habe da wieder einmal etwas für Dich zu lesen. Ich muß Dich aber bitten, laut zu lesen.“

Auch dies Verlangen fiel Franz nicht auf, denn der Besitzer des Oekonomiehofs legte ihm häufig eingelaufene Geschäftsbriefe vor, damit er sich mit deren Inhalte bekannt mache und ihm sage, was er davon denke, ehe er sie persönlich beantwortete. Nur die Forderung des lauten Lesens hatte Bieberloh lange nicht mehr an ihn gestellt. Er nahm den Briefbogen und begann:

„Sehr werther und hochgeschätzter Herr Amtmann!“

Franz stockte, sah Bieberloh verdutzt, ja wirklich ein wenig albern an und sagte:

„An meinen Vater, gnädiger Herr? Und von Ihnen?“

„Nun ja, mein Herr Inspector“, versetzte Bieberloh. „Soll ich nicht an Deinen Herrn Vater schreiben, wenn ich ihm etwas Besonderes mitzutheilen habe? Du kannst das Schreiben auch selber abgeben, wenn Du willst, sonst schicke ich den jüngsten Knecht damit hinüber. Lies nur zu! Ich will nichts hinter Deinem Rücken thun, was wohl bei Andern Sitte ist. Gefällt Dir der Inhalt des Briefes nicht, so kann er meinetwegen auch liegen bleiben.“

Nun ward Franz neugierig. Er lehnte sich gegen das Pult, nahm das Blatt Papier wieder auf und fuhr fort:

„Ich bin ein gebrechlicher Mann, der nicht mehr viel verrichten kann. Soll ich ehrlich sein, so muß ich's offen heraussagen: ich sehne mich nach Ruhe Gewirthschaftet habe ich lange genug und mit Gottes Hülfe auch etwas vor mich gebracht. Der Hof mit allen dazu gehörenden Ländereien ist in gutem Stande und kann sich sehen lassen. Nur an den Gebäuden läßt sich Mancherlei aussetzen; sie sind alt, unzweckmäßig eingerichtet und zum Theil auch baufällig. Indeß, solange ich am Leben bleibe, will ich mir die Unruhe eines Um- oder Neubaus vom Leibe halten.

Um mir eine gründliche Erleichterung zu verschaffen, habe ich Ihrem Sohne schon den Inspectorposten übertragen. Er hat bei mir etwas gelernt und kann mich vertreten, wenn er will. Ob er mich alsbald, das heißt nach drei oder vier Jahren, wenn ich so lange noch am Leben bleibe, ganz vertreten oder ersetzen will, das hängt von der Aufnahme ab, welche dieses Schreiben bei Ihnen, mein werther Herr Amtmann, finden wird."

Hier machte Franz eine Pause und sagte tief ergrif-

fen: „Sie sind gegen mich wirklich zu gütig, Herr Bieberloh!"

„Ganz und gar nicht, Franz! Ich lasse Jedem, soweit ich kann, sein Recht geschehen. Lies nur weiter! Das böse Aber wird dem Herrn Amtmann gleich in die Quere kommen."

Franz fuhr fort:

„Nach reiflicher Ueberlegung habe ich mich entschlossen, um die Wirthschaft nicht zurückgehen zu lassen, den Oekonomiehof zu veräußern, wenn sich ein solventer Käufer, der aber zugleich auch ein tüchtiger Landwirth sein müßte, zu guter Stunde findet. In Ueberfluß vorhanden sind solche Leute nicht, und darum muß ich den Moment abwarten. Dauert mir aber die Sache zu lange, und das fürchte ich sehr, dann muß ich mich nach einem tüchtigen Pachter umsehen, denn los will ich die Last sein, weil ich bei meiner Kränklichkeit ihr nicht mehr gewachsen bin. Glauben Sie nun wohl, daß Ihr Sohn, mein jetziger Inspector, wenn Sie Geld anschaffen, als Pachter des Oekonomiehofs ein Geschäft machen würde? Ich meines Theils bin davon überzeugt, denn ich mache billige Bedingungen. Ohne Geld aber kann der junge Mann nichts anfangen. Darum, mein werther Herr Amtmann, thun Sie Ihre milde Hand auf und schaffen Sie

Ihrem Sohne Geld! Ich will dann dafür gut sagen, daß in zehn Jahren ein respectabler Mann aus ihm wird."

Franz mußte wieder eine Pause machen, ehe er mit zitternder Stimme weiter lesen konnte.

„Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag bis zum Frühjahre, wenn Sie meinen, daß Sie so lange Zeit dazu nöthig haben. Ich dränge nicht und halte die Sache, bis Sie zu einem Entschlusse gekommen sind, geheim. Angenommen aber, Sie weisen mein Anerbieten nicht von der Hand, sondern greifen zu, so sind wir doch immer noch nicht über den Berg. Der Verwalter eines großen Hofs ist ein halber Mensch, wenn er keine Frau hat."

Bis dahin hatte Franz seine große innere Bewegung bemeistert, als aber die letzten Worte über seine Lippen gegangen waren, versagte ihm die Stimme. Er glaubte, es müsse ihn auf der Stelle der Schlag rühren.

Bieberloh hob seine schweren Augenlieder und sah seinen jungen Inspector sarkastisch lächelnd an.

„Nun?" sprach er. „Will's Herz zerspringen, weil ein unberufener Finger stark daran klopft? Es muß ja nicht gleich geheirathet sein, man kann sich Zeit nehmen. Sich aber unter den Töchtern des Landes umzusehen, ist jedem jungen Manne erlaubt! Stecke die

Nase wieder in den Brief, damit Du siehst, wie ich für Dich zu sorgen willens bin."

Zitternd und zagend nahm Franz die Lectüre nochmals auf.

„Ich habe einigemal früher von Ihrem Sohne" — hieß es weiter in dem Bieberloh'schen Schreiben — ‚die Aeußerung vernommen, er sei ein Stiefkind des Glücks. Was er sich darunter gedacht hat, weiß ich nicht, daß aber die sogenannten Glückspilze unter den Menschenkindern gar häufig sehr schnell in der Sonne verdorren oder den Stürmen des Lebens nicht Trotz zu bieten wissen, steht fest. Ich selber war auch ein Stiefkind des Glücks und bin doch ein stahlharter Mann geworden! Zu Ihrem Franz zieht mich eine Art Sympathie, wie man sie auch manchmal bei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts findet, wenn sie häufig Gelegenheit haben, sich zu sehen, oder wenn sie der Abend in ein stilles Lusthaus führt."

„Na weiter, weiter, weiter!" sagte Bieberloh, als Franz wieder stockte, und schlug ungeduldig mit der Faust auf sein altes Pult.

„Zwiegespräche an solchen Orten, in denen Fragen vorkommen wie: „Hast Du mich lieb? Willst Du mir ewig treu bleiben?" und dergleichen sind sehr geeignet, aus Stiefkindern des Glücks tief Unglückliche zu machen,

wenn die Fragenden den Verhältnissen nicht Rechnung tragen. Es geschieht dies in den wenigsten Fällen, weshalb es gut ist, wenn kühl gewordene, praktische Leute die Vermittlung übernehmen und leichtfertige Verhebdereien so drehen und wenden, daß sie in Schick gebracht werden. Bei Ihrem Sohne wird das nicht nöthig sein, denn er läßt sich leiten, und darum denke ich auch, er wird sich die fixe Idee von der Glücks=kinderei bei Zeiten aus dem Kopfe schlagen, wenn man ihn mit einem gescheidten Mädchen verlobt. Ich wüßte solch eine gutherzige Unschuld, die sich auch bereden lassen würde, es mit Ihrem Franz zu versuchen. Nur müßte der Herr Pachter in spe sich verpflichten, in aller Ehrbarkeit und Sitte vier Jahre um sie zu die=nen, wie der Erzvater Jakob um Rahel. Da sie ein einziges Kind ist, so kann ihm nach abgelaufener Dienstzeit keine andere octroyirt werden. Es fragt sich nur, ob Sie, werther Herr Amtmann, mit mir überein=stimmen und, wie ich es seit gestern glaube, eine Partie zwischen Ihrem Sohne und meiner Adoptivtochter für eine ganz passende halten, versteht sich nach vier vollen und strengen Dienstjahren! Aus dem Pachter kann dann, thut der Ehemann gut, mit der Zeit auch noch ein Eigenthümer werden!

Bitte, werther Herr Amtmann, legen Sie dies

Schreiben Ihrer hochgeschätzten Frau Gemahlin vor und vermelden selbiger, daß ich stets verbleibe

Dero hochachtungsvoll ergebenster

Bieberloh."

Ganz zu Ende las Franz den Brief seines Gebieters und Wohlthäters nicht. Bei der Stelle, wo der Briefsteller sein Kind nannte, warf er sich vor ihm nieder, umfaßte seine Knie und bedeckte seine Hände mit Küssen, während Thränen der Freude und des Dankes seinen Augen entströmten.

Um die Mittagsstunde ward der jetzt versiegelte Brief von Franz im Amthofe abgegeben, und zwar an die Mutter, die an der Gitterthür stand und eben gebrannten Kaffe aus der heißen Trommel in eine Schüssel schüttete.

„Was ist Dir?" fragte sie den Sohn, der wie ein Cherubim aussah. „Man kennt Dich ja kaum!"

„Glaub's gern, Mutter, denn ich komme geradeswegs aus dem Himmel und halte nach einer Stunde für immer darin meinen Einzug, wenn der Vater kein Herz von Stein hat! Es ist der Wunsch Herrn Bieberloh's, daß Ihr thut, was in diesem Briefe geschrieben steht. Es ist ein Evangelium, an das ich sehr gern glaube, wenn es väterlicherseits nur erlaubt wird. Bei Schwester Eugenie warte ich auf Antwort."

Eine halbe Stunde blieb es still in der Amtsstube als ob man Andacht darin hielte. Franz erzählte indessen seiner Schwester, was Bieberloh für ihn thun wolle, wenn des Vaters Zustimmung zu erlangen sei, an die er noch nicht zu glauben wage. Die Aufregung beider Geschwister war so groß, daß sie ebenfalls schweigsam wurden, sich nur manchmal recht innig anblickten und einander die Hände drückten.

Endlich rückte der Amtmann den Stuhl und die Geschwister hörten, wie er mit gewaltigen Schritten über den Hausflur stampfte und die Mutter auf ihren Pantoffeln hinter ihm her klapperte.

Sein Aussehen war nicht finster, als er die Thür aufstieß, was es aber verhieß, ließ sich doch nicht errathen. Der Amtmann konnte auch ruhig aussehen, wenn er eine Kriegserklärung in der Tasche hatte.

Franz saß gebückt am Nähtische der Mutter und zerstach mit einer großen Stopfnadel das schon sehr schadhafte Wachstuch, das ihn bedeckte. Er fürchtete dem Blicke des Vaters zu begegnen, dessen nächste Worte ihn in den Himmel heben oder in die Hölle hinabstürzen mußten.

Der Amtmann schritt hoch aufgerichtet auf den Sohn zu, erfaßte dessen starkes Haar, schüttelte ihn tüchtig und sagte:

„Es ist eine Schande, Junge, daß Du so leicht ein junges und ein altes Herz erobert hast; es ist aber immer so gewesen: Dumm kommt am leichtesten fort und Blinden läßt unser Herrgott Manna in den offenen Mund fallen! Ich müßte aber ein Rabenvater sein, wenn ich den Grundstein Deines zukünftigen Glücks absichtlich zertrümmern wollte."

„Bester Vater, Du machst mich selig!" unterbrach ihn Franz.

„Oho, nur nicht vor der Zeit!" fiel der Amtmann ein und wehrte den Dank ab, mit welchem der überglückliche Sohn ihn überschütten wollte. „Den Handel acceptire ich und Geld soll auch angeschafft werden, damit Du als Pachter den Oekonomiehof nach zwei oder drei Jahren bewohnen kannst. Einen Glückspilz will ich aber nicht aus Dir ziehen und darum dienst Du Deinem Laban um das Mädel nicht vier, sondern fünf Jahre! Inzwischen werdet Ihr beide vernünftig, was auch sehr nöthig ist, wenn etwas Gescheidtes beim Heirathen herauskommen soll! Und nun empfange meinen väterlichen Segen und trabe wieder nach Hause, brich aber vor übergroßer Eile unterwegs nicht den Hals, sonst fährst Du doch als auserlesenes Stiefkind des Glücks in die Grube!"

Adelheid umarmte den Sohn mit mütterlicher Zärt-

lichkeit und Eugenie sagte einmal über das andere: „Ich möchte immerfort singen und jauchzen, so freue ich mich!"

Strahlend vor Glück sprengte Franz zurück auf den Oekonomiehof, wo er Cordula ungestüm umarmte, Bieberloh die ausgesuchtesten Schmeichelnamen gab, zu der selig lächelnden Henriette aber nur sagte:

„Wir gehören uns jetzt und Niemand kann uns mehr trennen!"

Seine fünf Jahre aber mußte Franz geduldig ausharren, und manchmal hatte er Stunden und Tage zu durchleben, in denen er recht aus Herzensgruud seufzte: „Ach, ich bin doch ein Stiefkind des Glücks!"

Nach dem abgelaufenen fünften Dienstjahre fand die Verlobung der treuen Liebenden statt, und als Franz sein Turteltäubchen, wie er Henriette scherzweise gern nannte, zum Altar führte, überreichte ihm Bieberloh als Hochzeitsgeschenk die Verschreibung des Oekonomiehofs mit allen Pertinenzien.

Der treue Spahnzel quittirte den Dienst als Nachtwächter und zog zu dem jungen Herrn, um diesem überall da zu helfen, wo Andere keinen Rath wußten.

E n d e.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.